Ein Kleeblatt braunschweigscher Fürsten,

dem deutschen Volke dargeboten

zur

fünfzigjährigen Jubelfeier

der Thronbesteigung

Sr. Hoheit

des Herzogs Wilhelm von Braunschweig

am 25. April 1881.

(Mit dem Bilde des hohen Jubilars.)

Hannover.
Druck und Verlag von Arnold Weichelt.
1881.

Preis 1 Mark.

Wilhelm,

Herzog von Braunschweig.

Ein

Kleeblatt braunschweigscher Fürsten,

dem deutschen Volke dargeboten

zur

fünfzigjährigen Jubelfeier

der Thronbesteigung

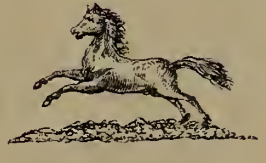
Sr. Hoheit

des

Herzogs Wilhelm von Braunschweig

am 25. April 1881.

(Mit dem Bilde des hohen Jubilars.)



Hannover.
Druck und Verlag von Arnold Weichelt.
1881.

Zum 25. April 1881.

Heil Dir, du Fürst im Silberhaar,
An Deinem Ehrenfeste!
Wir bringen ehrfurchtsvoll Dir dar
Der Gaben allerbeste.

Wir bringen Dir in treuer Brust
Ein Herz voll Dank und Liebe;
Wars doch auch Deinem Herzen Lust,
Daß Lieb um Lieb es übe.

Dein Ahn, Karl Wilhelm Ferdinand,
Dein Vater Friedrich Wilhelm,
Die ließen nicht vom Schwert die Hand;
Nicht also Du, o Wilhelm!

Du hast geführet funfzig Jahr
Den Frieden nur im Schilde,
Der Deinen Freund, und Vater gar,
Ein Fürst gerecht und milde.

Dir war vergönnt, Du Heldensohn,
Des Friedens Saat zu säen;
Du hast geschmücket Deinen Thron
Mit schöneren Trophäen.

Du hast die alte goldne Zeit
Für Braunschweigs Volk erneuert
Und selbst durch großes Völkerleid
Es klug hindurchgesteuert.

Drum steht um seinen Herzog heut
Das ganze Volk versammelt,
Daß es beglückt und hocherfreut
Des Herzens Dank ihm stammelt.

Heil Dir! Heil uns! Ein sanftes Joch
War Deines Scepters Walten!
Gott möge viele Jahre noch
Dich, Wilhelm, uns erhalten.

Das Doppelfest.

Am 25. April 1881 feiert Braunschweig ein Jubelfest, wie nur selten eins gefeiert wird. Es ist ein Fest, das Fürst und Volk gleich nahe angeht, ein Fest, an dem alle echten Braunschweiger sich mit ganzem Herzen betheiligen, ja ein Fest, das weit über die Grenzen Braunschweigs hinaus in ganz Deutschland Anklang und Widerhall findet.

Der 25. April 1881 ist der 75. Geburtstag Sc. Hoheit des Herzogs Wilhelm und zugleich der Tag, an welchem der allverehrte Fürst vor 50 Jahren die Regierung des Landes antrat. Braunschweig begeht also an diesem Tage ein Doppelfest, dessen Veranlassung so ernst und bedeutungsvoll ist, als sie nur gedacht werden kann.

Es ist ein großes Glück, wenn ein Mensch, sei er vornehm oder gering, sein 75. Lebensjahr in noch ungebrochener Lebenskraft erreicht, und ist der so hoch Begnadigte ein Fürst, so hat er doppelt Ursache, auf die lange, ihm geschenkte Lebenszeit dankbaren Herzens zurückzublicken und sich mit seinem Volke alles dessen zu freuen, was ihm durch Gottes Gnade gutes gelang, was ihm von Gottes Güte erfreuliches beschеert wurde.

Noch seltener und größer aber ist das Glück eines Landes, das sich ein halbes Jahrhundert lang ein und desselben Herrschers erfreute, zumal wenn die Regierung desselben eine so friedliche und gesegnete war, daß die Wohlfahrt aller dadurch befördert wurde.

Dies seltene und große Glück ist dem Herzogthum Braunschweig durch Gottes Gnade zu Theil geworden, und der Dank

des Volkes gebührt dafür an diesem Freudenfeste vor allem Dem, durch den die Fürsten herrschen und alle Regenten auf Erden regieren. Darum hat auch Se. Hoheit selbst angeordnet, daß in allen Kirchen des Landes Dem die Ehre gegeben werde, der dem Herzogthume Braunschweig seinen Fürsten und mit demselben unzählige Wohlthaten geschenkt hat.

Damit aber allseitig recht erkannt werde, was Braunschweig an seinem allverehrten Herzoge und seinem angestammten Fürstenhause besitzt, so wird dem deutschen Volke, besonders aber den Braunschweigern, zur rechten Feier dieses hohen Doppelfestes im Nachfolgenden ein Stück ihrer Geschichte geboten, auf das sie mit gerechtem Stolze hinblicken können. Es ist ein Kleeblatt fürstlicher Männer, Großvater, Vater und Sohn, deren Bild hier in deutlichen Umrissen zu zeichnen versucht wurde und deren Andenken wohl geeignet ist, dem braunschweigschen Volke sein angestammtes Herrscherhaus lieb und werth zu machen. Die Geschichte ist die beste Lehrmeisterin, und ein Blick auf die Vergangenheit lehrt uns die Gegenwart recht verstehen und getrost der Zukunft entgegengehn. „Darum gedenke ich an die Thaten des Herrn; ja ich gedenke an deine vorigen Wunder." Psalm 77, 12. „Herr, wenn ich gedenke, wie du von der Welt her gerichtet hast, so werde ich getröstet." Psalm 119, 52.

Als Se. Hoheit, der jetzt regierende Herzog als Kind flüchtig und verbannt an Englands gastlicher Küste Schutz und Zuflucht gefunden hatte, sollte Hochderselbe ein ähnliches Jubelfest erleben, als es heute in Braunschweig gefeiert wird. Es war am 25. October 1811, als das englische Volk mit großer Pracht den fünfzigsten Jahrestag der Thronbesteigung seines vielgeliebten Königs Georg III. beging. Der damals fünfjährige Prinz Wilhelm dachte nicht daran, daß ihm nach 70 Jahren ein ähnliches Glück in der theuren Heimath, dem Lande seiner Väter, aus dem er nach der Niederlage Karl Wilhelm Ferdinands mitsammt dem ganzen herzoglichen Hause vertrieben war, zu Theil

werden sollte. Aber was bei Menschen unmöglich schien, das wurde dennoch durch die Hand des Allmächtigen herbeigeführt. Die französische Gewaltherrschaft wurde gebrochen und das angestammte Fürstenhaus, über welches der gefürchtete Usurpator das vernichtende Wort gesprochen hatte: „Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu regieren," wurde dem gemißhandelten Lande zurückgegeben. Das unterdrückte, aus tausend Wunden blutende Volk athmete wieder auf und empfand nach schweren Drangsalen um so freudiger das Glück, das ihm aus der Rückkehr des Welfenhauses erblühte. Die Tage der Trübsal hatten es doppelt empfänglich gemacht für den hohen Segen, der in dem treuen Zusammenhalten und der unzertrennlichen Gemeinschaft von Fürst und Volk verborgen liegt.

Zwar drohte dieses heilige Band zerrissen zu werden. In unseliger Verblendung ging man damit um, dem braunschweigschen Volke sein angestammtes Fürstenhaus zu nehmen und dieses mit dem Herzogthume Berg abzufinden. Aber Friedrich Wilhelm, der Vater unsers hohen Jubilars, protestirte gegen diesen Länderschacher und erklärte, daß er lieber nach Amerika gehn wolle. „Wie können Sie nur glauben," rief der edle Heldenfürst aus, „daß ich mein Land hergebe! Das geschieht in alle Ewigkeit nicht, und wenn sie mir auch alle Herzogthümer der Welt böten!" Und die Braunschweiger, Treue mit Treue vergeltend, protestirten nicht minder und hielten fest an ihrem angestammten Fürstenhause.

Nur kurze Zeit sollte sich das Land der Regierung seines geliebten Heldenfürsten erfreuen. Bei Quatrebras besiegelte Friedrich Wilhelm mit seinem Blute die Liebe und den Opfermuth, womit er Volk und Land umfaßte. Es folgte nach seinem Tode die achtjährige vormundschaftliche Regierung, durch welche sich der hannoversche Minister, Graf Münster, ein ehrenvolles Denkmal in der braunschweigschen Geschichte gesetzt hat.

Noch einmal drohte dem Lande ein böses Verhängniß, und damit das Volk lerne, daß wir uns nicht auf

Fürsten, sondern allein auf den lebendigen Gott verlassen sollen, so wurde es durch den ältesten Sohn seines Lieblingsfürsten, den Herzog Karl, an den Abgrund des Verderbens geführt. Aber auch diese Krisis wurde glücklich überwunden, und nach einer kurzen Zeit voll Ungewißheit, voll banger Furcht und Sorge, ergriff Herzog Wilhelm mit rettender Hand die Zügel der Regierung.

Seitdem hat der durchlauchtigste Fürst Freude und Leid mit seinem braunschweigschen Volke getheilt. In guten wie in bösen Tagen hat Herzog Wilhelm Braunschweigs Banner hoch gehalten und treulich an seines Landes Wohl gearbeitet.

Es war, wie schon angedeutet, eine schwere, sturmbewegte Zeit, als Herzog Wilhelm das Steuerruder des Staatsschiffes erfaßte. Viel Aergerniß war zu beseitigen, viel Unrecht gut zu machen, viel Mistrauen zu überwinden. Herzog Wilhelm bebte vor der schweren Aufgabe nicht zurück, und mit Gottes Hülfe gelang es ihm, sie zu lösen.

In der Proclamation, die der damalige Prinz Wilhelm am 10. September 1830 an das braunschweigsche Volk richtete, heißt es: „Mögen die Einwohner meiner lieben Vaterstadt sich fest zu mir versichert halten, daß ich im Verein mit den bestehenden Behörden eifrigst dahin streben werde, zur Rückkehr glücklicher Tage zu wirken." Die Braunschweiger trauten fest auf diese Zusage, und das Wort ihres Fürsten hat ihnen nicht gelogen. Glücklichere Tage, als zuvor, sind für das Herzogthum wiedergekehrt, und das braunschweigsche Land ist eins der gesegnetsten Länder nicht nur Deutschlands, sondern Europas. Darum schaart sich auch heute das ganze braunschweigsche Volk um seinen geliebten Herzog und jauchzt ihm entgegen mit dankbarer Freude.

Seit den Tagen Heinrichs des Löwen hat Braunschweig ein solches Fest nicht erlebt, wie das diesjährige Doppelfest. Wohl sind im Laufe der Jahrhunderte manche glänzende Feste in den Mauern der alten Welfenstadt ge-

feiert, aber keins kann sich an Ehre und Bedeutung mit diesem messen. Eins der glänzendsten Feste wurde in der Burg Heinrichs des Löwen im Jahre 1209 begangen, als Kaiser Otto IV., der Sohn des Löwenherzogs, nachdem Philipp von Schwaben, sein Gegenkaiser, durch den Mordstahl des Wittelbachers gefallen war, allgemein als Oberhaupt des Reiches anerkannt wurde und nun zu Pfingsten die deutschen Fürsten in seiner Residenz versammelte.

Da kamen zum königlichen Herrn
Viel Fürsten zusammen von nah und fern;
Zu Braunschweig in der Feste
Versammeln sich hohe Gäste.

Viel edle Ritter und schöne Frau'n
Und auch viel Volks ist da zu schaun,
Es freuen sich die Geringsten
Mit Fürsten und Herrn zu Pfingsten.

Denn der goldene Friede ist wiedergekehrt,
Der segnend Bürger und Bauer nährt;
Es preist ihn der Sänger im Liede
Und das Volk ruft: Friede, Friede!

Nach den Berichten der Chronisten muß es ein schönes und erhebendes Fest gewesen sein, das damals in Braunschweig gefeiert wurde. Aber schöner und erhebender ist die heutige Feier. Denn damals war der Friede, dem eine ähnliche Zeit vorangegangen war, wie unser hoher Jubilar sie im Anfange dieses Jahrhunderts erleben sollte, erst eben wiedergekehrt, und ach er dauerte nur drei Jahre! Heute aber hat der Friede, der wiedergekehrt ist, im Braunschweigschen ununterbrochen 50 Jahre lang gewährt, und das beglückte Land hat unter der segensreichen Regierung Sr. Hoheit des jetzt regierenden Herzogs eine Friedens- und Segensperiode erlebt, wie sie ihm unter keinem andern seiner Regenten zu Theil wurde.

Erklärlich ist daher die Theilnahme, welche diese Jubelfeier in den weitesten Kreisen findet. Viel edle Ritter und schöne Frauen, Fürsten und Volksvertreter, Vornehme und Geringe, Bürger und Bauern eilen herbei, um an diesem Feste Theil zu nehmen und, von gleicher Freude

und Dankbarkeit beseelt, ihre Glück- und Segenswünsche zu den Füßen des hohen Jubilars niederzulegen.

Vor allem ist es ein Land, das benachbarte, stammverwandte Hannoverland, das heute mit herzlicher Theilnahme nach Braunschweig hinüberblickt. Sind doch Hannover und Braunschweig als die Stammlande desselben Fürstenhauses von Alters her aufs engste verbunden gewesen. Auch im Herbst 1806 theilte Hannover mit Braunschweig dasselbe traurige Loos. In dem darauf folgenden Freiheitskampfe gingen beide Linien des Welfenhauses Hand in Hand. Schulter an Schulter kämpften Hannoveraner und Braunschweiger bei Quatrebras und Waterloo, und wenn auch später durch die feindselige Stellung, welche Herzog Karl gegen seinen königlichen Vormund einnahm, eine Misstimmung entstand, so war diese doch nur von kurzer Dauer. Später haben beide Linien sich wieder brüderlich die Hand gereicht, und der Glanz, der die jüngere Linie auf dem Throne des mächtigen Inselreiches umgab, warf seine Strahlen auch auf die ältere braunschweigsche Linie. Jetzt ist es umgekehrt: Braunschweigs ungestörtes Glück wirft einen Schimmer des Trostes und der Hoffnung in die dunkle Gegenwart Hannovers. Seiner Selbstständigkeit, seiner Freiheit, seines angestammten Fürstenhauses verlustig, trauert Hannover jetzt, wie Braunschweig trauerte, als in den Jahren von 1806 bis 1813 sein todeswunder Herzog Karl Wilhelm Ferdinand in der Verbannung den Frieden des Grabes suchen mußte und dessen Sohn, der heldenmüthige Friedrich Wilhelm, vergeblich für sein gutes Recht zum Schwerte griff. Aber wohl wissend, was es an seinem angestammten Fürstenhause hat, giebt Hannover die Hoffnung nicht auf, daß auch ihm glücklichere Tage wiederkehren. Mit Wehmuth und Sehnsucht blicken die Hannoveraner nach Braunschweig hinüber, das von ihnen vielleicht heute mehr um sein Glück beneidet wird, als sie ehedem von den Braunschweigern beneidet wurden.

Um so mehr sollt Ihr, o Braunschweiger, Euch heute

des Glücks bewußt werden, das Euch in Eurem angestammten Fürsten beschieden und bis jetzt erhalten ist. Freudig zugleich und ernst gestimmt begehe das braunschweigsche Volk, durchdrungen von den Gefühlen treuster Anhänglichkeit, hingebendster Verehrung und herzlichster Dankbarkeit diesen hohen Festtag, durch den es an all das Gute erinnert wird, das ihm durch den hohen Jubilar zu Theil wurde. Mit inniger Hingabe bringe es diesem seinen Dank, wie seine Glück- und Segenswünsche dar und flehe zu Gott, daß Er ihm den geliebten Fürsten noch lange erhalten möge. Erfüllt von Dank gegen Gott und beseelt von herzlicher Liebe und Anhänglichkeit an den hohen Jubilar, rufe das braunschweigsche Volk heute wie aus einem Munde:

Hoch unser allergnädigster Fürst und Landesvater!
Herzog Wilhelm hoch!

Karl Wilhelm Ferdinand.

Es war um die Mitternachtsstunde des 26. März 1780, als Herzog Karl seinen letzten Seufzer aushauchte. Die Lage des Herzogthums war fast hoffnungslos. Durch fürstlichen Aufwand für seine zahlreiche Familie und durch Ueberbürdung mit Kriegslasten hatte der gutmüthige Regent, der dennoch der Liebling seines Volkes blieb, das Land an den Abgrund des Verderbens gebracht. Mit dem Regierungsantritte seines Sohnes und Nachfolgers Karl Wilhelm Ferdinand brach für Braunschweig ein neuer Morgen an. Das Weh des Landes ging dem jungen Fürsten zu Herzen, und er that alles, was in seinen Kräften stand, um die dem Lande geschlagenen Wunden zu heilen.

Karl Wilhelm Ferdinand, der älteste unter 13 Geschwistern, hatte das Licht der Welt am 9. October 1735 erblickt. Seine Mutter, die preußische Prinzessin Philippine Charlotte, war eine Tochter Friedrich Wilhelms I. und eine Schwester Friedrichs des Großen. Voll Freude über die Geburt des Enkels eilte der König von Preußen nach Braunschweig, um den geliebten Knaben über die Taufe zu halten. Die Erziehung und Ausbildung des Erbprinzen und seiner Brüder wurde dem würdigen Abte Jerusalem anvertraut. Ihm verdankte Karl Wilhelm Ferdinand sein unerschütterliches Gottvertrauen, seine gründlichen Kenntnisse, die klare, wohlgesetzte Rede, den feinen Takt, das Gefühl des Schicklichen und die Schonung, mit welcher er zarte Verhältnisse zu berühren verstand.

Schon als Knabe zeigte der Erbprinz jenen haushälterischen Sinn, der später bei der vollständigen Erschöpfung der Finanzen dem Lande doppelt zu Gute kommen mußte. Mit dem zwölften Jahre besuchte er das eben erst gestiftete Collegium Carolinum. Bis zu seinem achtzehnten Jahre machte er sich mit Hülfe französischer Uebersetzungen mit den gehaltreichsten römischen Classikern bekannt. Dann wandte er sich zu den Memoiren der großen französischen Heerführer aus den Zeiten Ludwigs XIV., und die Auszüge, welche er aus den Schriften eines Türenne, Condé und Villars anfertigte, beweisen, mit welchem Ernste er dem Studium der Kriegswissenschaften oblag.

Kaum war Karl Wilhelm Ferdinand zum Jüngling herangereift, als er die Feder mit dem Degen vertauschte. Der Ausbruch des siebenjährigen Krieges, der auch dem Herzogthum Braunschweig so schwere Opfer auferlegen sollte, eröffnete dem 22jährigen Erbprinzen eine glänzende Laufbahn unter den Auspicien seines braven Oheims, des Herzogs Ferdinand. In kurzer Zeit erwarb sich der Neffe einen noch berühmteren Namen, als der Oheim, und wenn auch sein militärisches Talent mehr ein taktisches, als strategisches war, so wird doch sein Feldherrnruhm ihm für alle Zeiten einen Platz in der Kriegsgeschichte sichern. Nach Friedrichs des Großen Tode galt Karl Wilhelm Ferdinand in ganz Europa als die bedeutendste militärische Persönlichkeit seiner Zeit. In der Schule des großen Königs gebildet, von dem Glanze der Siege des siebenjährigen Krieges mit verherrlicht und dann durch den leichten, aber blendenden Triumphzug nach Holland mit neuem Ruhm gekrönt, vertrat der Herzog in den Augen seiner Zeitgenossen gleichsam die lebendige Ueberlieferung der Kriegsgloric Friedrichs des Großen. Ja, so weit ging das militärische Ansehn, dessen er sich gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts erfreute, daß beim Ausbruche des Coalitionskrieges auf beiden entgegengesetzten Seiten, nicht blos bei den Deutschen, sondern auch bei den

Franzosen, der Plan auftauchen konnte, dem Neffen, Schüler und Freunde Friedrichs des Großen den Oberbefehl anzuvertrauen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, in dieser biographischen Skizze, die militärische Laufbahn Karl Wilhelm Ferdinands im Einzelnen zu verfolgen. Und eben so wenig sind wir gewillt, hier eine Geschichte des siebenjährigen Krieges einzuflechten. Es soll nur ganz kurz an einige der glänzendsten Actionen erinnert werden, durch welche der junge Erbprinz von Braunschweig sich die ersten Lorbeern erwarb.

In der unglücklichen Schlacht von Hastenbeck (26. Juli 1757) half Karl Wilhelm Ferdinand den Sieg erringen, welchen der Herzog von Cumberland dann in unseliger Verblendung wieder aus den Händen gab. Eingedenk der Worte seiner Mutter, welche vor dem Garderegimente von ihrem Sohne mit den Worten Abschied genommen hatte: „Ich verbiete Euch, wieder vor meine Augen zu kommen, wenn Ihr nicht Thaten gethan habt, die Eurer Geburt und Eurer Verwandtschaft würdig sind," stürzte er sich an der Spitze eines Bataillons mit aufgepflanztem Bajonett auf eine vom Feinde erstürmte Batterie, deren Eroberung im Mittelpunkte der Verbündeten den Ausgang der Schlacht entscheiden zu müssen schien, trieb den weit zahlreicheren Feind zurück und nahm ihm die verlorne Position wieder ab. Als der Oberfeldherr den Befehl zum Rückzuge ertheilte, war Karl Wilhelm Ferdinand außer sich vor Scham und Zorn. Nicht als Besiegter, sondern als Sieger zog er von diesem Schlachtfelde ab, auf dem er das erste Blatt zu einem glänzenden Ruhmeskranze gepflückt hatte. Damals schrieb Friedrich der Große: „Der Erbprinz von Braunschweig zeigt durch diese Probe der Tapferkeit, daß die Natur ihn zum Helden bestimmt hat."

Als Georg II., die schmachvolle Convention von Zeven nicht genehmigend und über das Geschehene zürnend, den Herzog von Cumberland nach England zurückgerufen hatte, wurde Herzog Ferdinand als neuer Befehlshaber

an die Spitze der Armee gestellt. Mit ihm eilte sein Neffe Karl Wilhelm Ferdinand nach Stade zu den verbündeten Truppen, und beide begannen unverweilt trotz der rauhen Jahreszeit ihre siegreichen Unternehmungen gegen die feindliche Uebermacht. An der Spitze seiner treuen Braunschweiger erstürmte der Erbprinz Hoya auf bluttriefendem Pferde und vertrieb daraus die Franzosen. Dann eroberte er Nienburg, und Herzog Ferdinand rückte nach. Darauf wurde Bremen genommen, und bald waren alle braunschweigischen und hannoverschen Städte von Franzosen gesäubert. Ueber den Rhein gejagt, unterlagen sie am 23. Juni auch in der Schlacht von Crefeld, welche durch den persönlichen Muth des Erbprinzen von Braunschweig entschieden wurde. Als Herzog Ferdinand im folgenden Jahre am 1. August 1759 dem Hauptheere der Franzosen wieder bei Minden gegenüberstand und ihm einen der glänzendsten und blutigsten Siege entriß, stürzte sich der thatendurstige Erbprinz gleichzeitig auf das Brissac'sche Corps, das die Communication der Hauptarmee mit Herforden decken sollte, und schlug es in die Flucht. Später griff er bei Fulda 12,000 Würtemberger, welche sich unter Anführung ihres Herzogs an das große französische Heer angeschlossen hatten, in dem Augenblicke an, als die Officiere derselben einer Einladung ihres Herzogs zum Tanze zu folgen im Begriff standen. Karl Wilhelm Ferdinand spielte ihnen zu einem andern Tanze auf und sprengte sie auseinander. Auch an den späteren Ereignissen des wechselvollen Krieges nahm der junge Erbprinz von Braunschweig den hervorragendsten Antheil und zeichnete sich so aus, daß Friedrich der Große in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges ihn auf das ehrenvollste erwähnte. Ganz besonders leuchtete sein persönlicher Muth am 1. September 1762 auf den Höhen von Johannesberg bei Nauheim unweitFriedberg, wo der fast zu eifrige Erbprinz von einer Musketenkugel im Unterleibe gefährlich verwundet wurde.

Nach Beendigung des Krieges vermählte sich Karl

Wilhelm Ferdinand mit der englischen Prinzessin Auguste, der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Ludwig von Wales und der Schwester des Königs Georgs III. Die Hochzeit fand am 16. Januar 1764 zu London statt. Nach vollzogener Verbindung unternahm der Erbprinz mit seiner jungen Gemahlin eine längere Reise, die ihn nach Frankreich und Italien führte. Ueberall wurde der jugendliche Held, den Friedrich der Große in einer Ode gefeiert hatte, mit der höchsten Auszeichnung empfangen. In Paris, wo nicht nur Hof und Adel, sondern auch die Gelehrten sich um ihn drängten, setzte er alle Welt durch den Umfang seiner Kenntnisse in Erstaunen. Helvetius, d'Alembert und Marmontel waren die beständigen Begleiter des Prinzen, der den letzteren besonders auszeichnete. Nach zweimonatlichem Aufenthalte in Paris ging der Prinz nach Rom, um hier mit Winkelmann die alten Kunstdenkmäler zu studieren. Noch mehr, als die ewige Stadt, gefiel ihm das schöne Neapel, das er nur ungern wieder verließ. Das moderne Leben zog ihn überhaupt mehr an, als die todten Schätze des Alterthums, und besonders gab er sich mit Passion den Genüssen der Musik hin. Von der Sparsamkeit, die der Prinz schon früher verrathen hatte und die später so wohlthuend an ihm hervortrat, zeigte sich auf dieser Reise keine Spur. Vielmehr entfaltete er eine Freigebigkeit, die selbst in jenem verwöhnten Lande allgemeines Aufsehen erregte. So wurden, um nur einiges anzuführen, in allen größeren Städten, Lohnlaquaien in Menge gemiethet, denen man ganz neue braunschweigsche Livreen gab, die sie später behielten. Ueberall wurden Almosen und Wohlthaten ausgestreut. Bei den glänzenden Festen, die der Herzog gab, wurden die Rechnungen meist nur in Zechinen bezahlt. Auch Loretto erhielt einen Besuch des protestantischen Fürsten, den dort ein päbstlicher Legat bewillkommente und mit den Wundern und Schätzen des berühmten Wallfahrtsortes bekannt machte. Die Rückreise geschah über Genua, Toulon und Paris, in welcher letzteren Stadt der

Prinz abermals mehrere Wochen verweilte. Am 24. Juli 1767 traf er wieder in Braunschweig ein.

Durch die Aufnahme, welche Karl Wilhelm Ferdinand in Frankreich gefunden hatte, wurde seine Vorliebe für dieses Land noch mehr befestigt. Aehnlich wie bei Friedrich dem Großen gewannen französische Bildung, französischer Sinn und Sitte bei ihm die Oberhand und begünstigten eine Geistesrichtung, welche dem deutschen Wesen nicht förderlich sein konnte. Jeder, der sich aus Frankreich an Karl Wilhelm Ferdinand wandte, war im voraus empfohlen. In späterer Zeit wurden namentlich die französischen Emigranten mit großer Zuvorkommenheit von ihm aufgenommen, und der Hof in Braunschweig wetteiferte mit dem zu Coblenz in Begünstigung des französischen Adels. Ja, diese Vorliebe des Fürsten für die Franzosen äußerte sich nicht selten in einer solchen Weise, daß sie seinen Bürgern Veranlassung zu begründeten Klagen gab.

Auch der musikalische Kunstsinn des Fürsten, welcher schon in seiner frühsten Jugend durch die damalige glänzende Opernmusik auf dem braunschweigschen Theater in ihm geweckt war, hatte auf der italienischen Reise neue Nahrung gefunden. Die Musik war ihm die „freundliche Kunst", der er die schönsten Stunden seines Lebens verdankte. Die Liebe zu ihr nahm so zu, daß er selbst ausübender Künstler wurde. Sein Lieblingsinstrument war die Violine. Er trieb das Spiel dieses schönen, aber schwierigen Instruments mit solchem Eifer, daß er einzelne Passagen, die ihm Mühe machten, oft Stundenlang wiederholte. Methode kam in sein Spiel aber wohl erst dann, als nach Beendigung des siebenjährigen Krieges der berühmte Concertmeister Pesch in seine Dienste trat. Pesch begleitete ihn auch nach Italien und machte ihn dort mit den berühmtesten Violinenspielern bekannt, unter denen besonders Nardini seine Bewunderung erregte. Nardini wurde später nach Braunschweig gerufen, wo er mehre Monate weilte und den Erbprinzen noch immer weiter

ausbildete. Doch war die Spielluſt des letztern nicht von gar langer Dauer. Denn nach ſeinem Regierungsantritt (1780), zu derſelben Zeit, als Friedrich der Große, durch den Verluſt ſeiner Vorderzähne gezwungen, die Flöte niederlegte, entſagte auch Karl Wilhelm Ferdinand der Violine.

In die Heimath zurückgekehrt, trat der Erbprinz von Braunſchweig im Jahre 1773 als General in preußiſche Dienſte und wurde zum Gouverneur von Halberſtadt ernannt. Sein halberſtädter Regiment, das ſtets aus den ſchönſten Truppen rekrutirt wurde, galt in der ganzen preußiſchen Armee als Muſter. Auch erfreute ſich Karl Wilhelm Ferdinand der Gunſt und Auszeichnung ſeines königlichen Oheims. Schon im Jahre 1770 und 1771 hatte er Friedrich II. auf ſeinen Viſitationsreiſen nach Schleſien und Weſtfalen begleitet. Als preußiſcher General wurde er noch mehr im Dienſte des berliner Hofes verwandt. Gelegenheit, ſich kriegeriſch auszuzeichnen, wurde ihm jedoch in dieſer Periode nicht geboten. Nur in dem unblutigen bayriſchen Erbfolgekriege commandierte er in Schleſien und hielt ſich den ganzen Winter 1778/79 gegen die geſammten Streitmacht Oeſterreichs in der ſchwierigen Stellung von Troppau, welcher Friedrich der Große eine große Wichtigkeit beilegte.

In dieſer ganzen Zeit ſtand Karl Wilhelm Ferdinand in ununterbrochenem Verkehr mit ſeiner Vaterſtadt und nahm den lebhafteſten Antheil an der Geſchichte ſeines Landes. Schon vor dem Tode ſeines Vaters gehörten ihm die Herzen der braunſchweigſchen Unterthanen, und ergriffen von dem herrſchenden Nothſtande nahm er ſich ſchon ſeit 1773 des zerrütteten Landes mit Eifer an. Mit ſcharfem Blick die Uebelſtände und Gebrechen der Verwaltung durchſchauend, ſuchte er durch Strenge in der Beaufſichtigung der Behörden, durch Beſeitigung nutzloſer Ausgaben, durch Beſchränkung des Hofſtaates die Noth des Volkes zu lindern und die gerechten Klagen der Unterthanen zu beſchwichtigen. Freilich ſtieß er dabei nicht

selten auf den Widerspruch des Vaters*), der, wenn er auch die Bestrebungen des Sohnes im Ganzen zu würdigen wußte, dennoch im Einzelnen der Durchführung seiner Maßregeln mit Entschiedenheit entgegentrat. Als Herzog Karl jedoch das Zeitliche gesegnet hatte und Karl Wilhelm Ferdinand nun freie Hand bekam, setzte er das Werk der Reorganisation seines Landes mit solchem Eifer fort, daß dieses bald wieder aufathmete und sich zusehends erholte.

In der That, es war auch hohe Zeit, daß an die tiefen Schäden des Landes die bessernde Hand angelegt wurde. Die Zustände des Herzogthums waren unbeschreiblich traurig. Der Bürger- und Bauernstand war verarmt, der Handel gelähmt, Garten- und Ackerbau lagen darnieder, die öffentlichen Cassen waren erschöpft, der Credit im Auslande war untergraben. Weise Sparsamkeit des Fürsten und die höchste Gewissenhaftigkeit seiner Diener waren nöthig, wenn das Land vor dem Bankerott bewahrt bleiben sollte. Der junge Regent begann die Lösung der ihm zugefallenen Aufgabe mit entschlossenem Muthe und führte sie in kurzer Zeit mit sicherer Hand zu Ende. Vor allem wurden die verwirrten Finanzen geordnet. Karl Wilhelm Ferdinand begann die Regelung des Staatshaushaltes mit Einschränkungen, die seine eigne Person und seine nächste Umgebung betrafen. Die fürstliche Tafel wurde vereinfacht und glich hinfort der eines Privatmanns. Seine Chatullgelder beschränkte der Herzog auf 10,000 Thaler, und während er sich der Durchsicht aller Rechnungen unterzog und jeden Unterschleif am Hofe unnachsichtig rügte, hielt er auf pünktliche Gehaltszahlung an

*) Als der Erbprinz seinem Vater, dem Herzog Karl, einst höchst entrüstet eine Rechnung über Sägeschmier von 600 Thaler mit der Bemerkung vorlegte, daß die Höhe dieser Summe unerhört sei, klopfte der gutmüthige Regent seinem Sohn auf die Schulter und sagte: „Wenn Euer Liebden je Holz gesägt hätten, so würden Sie gewiß anders urtheilen. Das Holzsägen ist eine schwere Arbeit und kann nur durch fleißiges Schmieren erleichtert werden."

seine Diener. Die kostspieligen Schaugepränge am Hofe hörten auf, die Oper und mit ihr das mit Franzosen und Italienern besetzte Ballet ging ein. Aber trotz aller Sparsamkeit wurde der fürstliche Anstand nie verletzt, und berechtigten Interessen geschah kein Abbruch. Als man dem Herzog rieth, aus Gründen der Ersparniß die Universität Helmstedt eingehn zu lassen, verwarf er unwillig diesen Vorschlag. Er wollte die von dem edlen Julius hervorgerufene Schöpfung nicht zerstören. Dagegen beschränkte er jede unnöthige Ausgabe und mied jeden Ueberfluß. Bescheiden in seinen Ansprüchen, vorsichtig in der Wahl seiner Diener, wohlthätig ohne Verschwendung, sparsam ohne Geiz, hatte er überall die Wohlfahrt des Landes im Auge. Sein Scharfblick prüfte, wählte und überwachte die Beamten. Kein Angestellter hätte es wagen dürfen, seine Amtsgewalt zu misbrauchen; denn jedem Staatsbürger stand es frei, die geringste Beschwerde dem Fürsten persönlich vorzutragen. Dieser erkundigte sich sehr genau nach dem Benehmen seiner Diener. Er kannte jeden Beamten und wußte, ob er sich in seinen Amtsgeschäften hart oder menschenfreundlich erzeigte. Oft ging der Herzog in seinem Bestreben, den bedrückten Unterhanen Recht zu verschaffen, so weit, daß er sich zur Härte und Unbilligkeit gegen die Beamten fortreißen ließ. Doch konnte er gegen diese auch Nachsicht und Schonung üben. Bei Lebzeiten seines Vaters hatte er mehre fürstliche Diener kennen gelernt, welche die zu große Gutmüthigkeit des Herzogs Karl misbrauchten. Die Namen dieser Männer hatte er auf eine Liste notirt als solche, die von der neuen Regierung cassirt werden sollten. Dies war allgemein bekannt, und beim Regierungsantritt des neuen Herzogs zitterte mancher für seine Zukunft. Aber die Furcht war unnöthig. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung durchstrich der Herzog die Liste und ließ jeden ruhig, doch unter geschärfter Aufsicht, in seinem Amte fortwirken. Rastlos thätig ging er selbst allen seinen Dienern mit gutem Beispiel voran. So gelang es ihm im Laufe weniger Jahre, eine Schuldenlast von

12 Millionen abzutragen, womit er sein Ländchen belastet fand. Es war der Geist der Ordnung, der Sparsamkeit und der Thätigkeit, der so Großes ermöglichte. Mit Vertrauen und Liebe blickte das Volk auf seinen jungen Herzog, dem das Wohl des Landes so sichtlich am Herzen lag. Deshalb duldete man es auch ohne Klage, wenn der Fürst für vier Regimenter seiner Landeskinder, welche schon sein Vater, nicht ohne Genehmigung der Landesstände, an England überlassen hatte, noch ferner bis 1783 beträchtliche Subsidien bezog und 1788 aufs neue 3000 Braunschweiger in holländische Dienste treten ließ. Wußte man doch, daß die vielen Hülfsgelder, die dafür eingingen, nicht fürstlicher Lust und Laune geopfert wurden, sondern ausschließlich dem Lande zu Gute kamen. Als dem Herzoge bei Gelegenheit des Antritts seiner Regierung von den Ständen des Herzogthums ein freiwilliges Geschenk von 20,000 Thalern gemacht war, hatte er dasselbe dem Krankenhause am Wendenthore zugewiesen. In ähnlicher Weise hatte seine edle Gemahlin, die Herzogin Auguste, eine ihr zur Verfügung gestellte Summe, die sie aus ihrem Nadelgelde noch vermehrte, verschiedenen milden Stiftungen zu Gute kommen lassen. Auch später bethätigte der Herzog denselben Sinn, durch den er sich als Wohlthäter der Armen, als Freund der Bedrängten, als Vater des ganzen Landes erwies. Unterstützt wurde er in seinen Bestrebungen für die Wohlfahrt seiner Unterthanen besonders durch den Grafen von Hardenberg, den nachmaligen Kanzler Friedrich Wilhelms III. Neben ihm wirkten andere ausgezeichnete Männer, welche durch Treue und Eifer in der Amtsführung das auf sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen verstanden. Der Hof zu Braunschweig war wie umgewandelt. An die Stelle der Sänger, Tänzer und Gaukler waren ernste, würdige Männer getreten, welche dem fürstlichen Hofe zur Zierde gereichten.

Unter allen Erscheinungen des Hofes war Karl Wilhelm Ferdinand unstreitig die bedeutendste und ausgezeichnetste. Eine wahrhaft fürstliche Gestalt, überragte er

alle Andern an leiblicher und geistiger Bildung. Er war ein hoher, schöner Mann von kräftigem Körperbau, männlichen Zügen, würdevollem Anstand. In allen ritterlichen Künsten geübt, anmuthig in allen Bewegungen, stets sich in den gewinnendsten, fast zu höflichen Formen bewegend, war er liebreich und zuvorkommend gegen Jedermann. Die Vorstellungen des geringen Mannes fanden bei ihm dieselbe Beachtung, wie die Vorträge gelehrter Räthe. Dem Bürger und Landmann mit Vorliebe zugethan, war er zurückhaltend gegen den Adel, gegen alle aber gerecht und voll landesväterlicher Sorge. Gewandt in der englischen, französischen und italienischen Sprache, handhabte er seine Muttersprache mit Meisterschaft. In der Unterhaltung war er gewählt im Ausdrucke, klar und bestimmt in der Darstellung und ein Liebhaber geistreicher Anspielungen. Selbst leichter Scherz war dem Herzog angenehm, der mit der Ueberzeugung redlichen Strebens das Bewußtsein seiner Würde verband. Gleichgültig gegen die Jagdvergnügungen, denen die meisten Fürsten jener Tage in unmäßiger Weise fröhnten, hatte er eben so wenig Sinn für die Freuden der Tafel. Mäßig in allen sinnlichen Genüssen, nahm er mit jeder Kost, vorlieb, und keine Schlafstätte war ihm zu schlecht. Kurz, dieser Fürst, dessen ganzes Wesen eine edle Humanität ausdrückte, würde auch unter berühmten Männern einen hervorragenden Platz eingenommen haben. Mirabeau, der ihn auf seiner Reise nach Berlin im Jahre 1786 zweimal in Braunschweig aufsuchte, stellt ihn als den ausgezeichnetsten Fürsten Deutschlands hin. „Seine Gesichtsbildung," so beschreibt der scharfblickende Franzose den braunschweigschen Herzog, „drückt Tiefe und Feinheit aus. Er redet mit Bündigkeit und Anmuth. Er besitzt eine bewunderungswürdige Arbeitskraft, Einsicht und Scharfsichtigkeit. Wie geschickt sein erster Minister, Herr von Féronce, sein mag, der Herzog führt über alles die Oberaufsicht und entscheidet in den meisten Fällen selbst. Seine Correspondenz ist sehr ausgedehnt, und wenige Cabinete sind so gut unterrichtet, als das seinige.

Mit Gewissenhaftigkeit liegt er seinen Regierungspflichten ob, und seine Vergnügungen haben nie Einfluß auf seine Arbeiten. Ist er in seiner Rolle als General, so ist Niemand so früh auf, Niemand so thätig, so pünktlich, als er. Es ist ein Zeichen seines überlegenen Charakters nicht sowohl, daß er der Arbeit jedes Tages genügt, sondern daß die Arbeit jedes Tages ihm genügt. Sein erster Ehrgeiz besteht darin, sie gut zu machen. Im Uebrigen liebt er Frankreich sehr, das er wunderbar kennt, und scheint sehr empfänglich für alles, was von dorther kommt. Im Kriegshandwerke ist er allen Andern überlegen. Niemand in der (preußischen) Armee, selbst Möllendorf und Kalkreuth nicht, kann mit ihm rivalisiren. Er ist ein Mann von seltener Gediegenheit, aber zu weise, um den Weisen furchtbar zu werden."

In der That war dieser Mann mit dem Herzen voll Liebe und Wohlwollen ein Kriegsmann und ein ganzer Held, wie sein Zeitalter, obwohl von Waffenlärm erfüllt, nur wenige hervorbrachte. Im Kampfe glühte sein Auge, und wie er sich als Jüngling mit einem Muthe, der an Tollkühnheit grenzte, auf die feindlichen Schaaren stürzte, so zog er sich noch in seinem 71. Jahre den Vorwurf der Verwegenheit zu. Dennoch war Karl Wilhelm Ferdinand keiner von jenen Jüngern des Mars, welche den Krieg für die Blüthe der Menschheit erklären. Mirabeau erzählt, daß der Herzog jedesmal, wenn er sich mit ihm unterhielt, mit ersichtlicher Aufrichtigkeit versicherte, daß er den Krieg nie geliebt habe, selbst zu der Zeit nicht, wo das Kriegsglück ihm am günstigsten gewesen sei. „Ich weiß," sagte der Herzog, „daß der Krieg ein Glücksspiel ist. Ich bin nicht unglücklich darin gewesen. Vielleicht würde ich jetzt tüchtiger sein, und doch könnte es geschehen, daß ich vom Glück verlassen würde. Nie wird ein verständiger Mann, besonders in vorgerücktem Alter, wenn er es vermeiden kann, sich der Gefahr aussetzen, seinen Ruf aufs Spiel zu setzen."

Diese Aeußerung zeigt uns, daß der Herzog auf seinen

Kriegsruhm eifersüchtig war. Damit hängt es zusammen, daß sein Ohr sich der Schmeichelei nicht unzugänglich zeigte. Auf seinen Reisen im Auslande berauschte er sich nur zu gern an den Lobsprüchen, die seinem militärischen Talente und seinen Kriegsthaten gezollt wurden. Doch war ihm nur das Lob angenehm, das in geistreiche Formen eingekleidet und hinter feine Wendungen versteckt war. Plumpe Schmeicheleien waren ihm zuwider. Bei einem Gastmahle, das Helvetius in Paris dem Herzog gab, bemerkte einer der Anwesenden, daß er zwischen dem gefeierten Gaste und dem englischen Prätendenten eine große Aehnlichkeit in den Gesichtszügen wahrzunehmen glaube. „Ginge diese Aehnlichkeit noch weiter," setzte Marmontel hinzu, „so würde Prinz Eduard gegenwärtig König von Großbritannien sein." Diese feine Schmeichelei sagte dem Herzoge so sehr zu, daß er Marmortel hinfort vor allen andern Gelehrten auszeichnete.

Eine andere Schwäche des Herzogs bestand darin, daß er seine aufwallende Heftigkeit nicht immer zu zügeln wußte. Von größerer Bedeutung für das öffentliche Leben des Herzogs war ein Charakterzug, den schon Mirabeau an ihm beobachtete, nämlich ein Gemisch von Unentschlossenheit und einer bis zur Hartnäckigkeit getriebenen Entschiedenheit, wodurch seine politische Haltung nicht selten etwas schwankendes bekam. Seine glänzende Einbildungskraft und sein glühender Ehrgeiz riefen in ihm manchen raschen und kühnen Entschluß hervor; aber eine zu weit getriebene Umsicht und Bedenklichkeit, die noch durch das Mißtrauen auf die Menschen und durch die Schwäche für seinen Ruhm vermehrt wurden, hinderten ihn an der Ausführung seiner bessern Einsicht. So war Karl Wilhelm Ferdinand eine von jenen Naturen, die in der Regel das Richtige erkennen und doch nicht selten das Entgegengesetzte thun. Was ihm fehlte, war weniger die klare Einsicht in die Verhältnisse, als der rasche, durchgreifende Entschluß der That. Dieser Charakterzug ist wohl als der Hauptgrund anzusehn, weshalb der Herzog in seiner späteren

öffentlichen Wirksamkeit als Staatsmann und Feldherr nicht den Erwartungen entsprach, welche man nach seiner Begabung und nach den ersten Proben seiner Jugend von ihm zu hegen berechtigt war.

Abgesehen von der großen Politik konnte das kleine Herzogthum Braunschweig sich keinen besseren Regenten wünschen, als Karl Wilhelm Ferdinand es war. Das Land fühlte bald den Segen des mit Liebe und Eifer sorgenden Fürsten, und auf allen Gebieten reiften die schönsten Früchte seiner Fürsorge heran. Die Steuern konnten herabgesetzt, die Besoldung der Staatsdiener dagegen erhöht werden. Der Bauernstand hatte sich des besondern Schutzes des Fürsten zu erfreuen. Er wurde durch Verminderung von Zehnten und Herrendiensten, durch Unterstützung aus der fürstlichen Kammer, durch Anweisung und Nachhülfe in der Bewirthschaftung der Höfe begünstigt und gehoben. Die Abgaben des Landmanns waren so gering, als sie es den Verhältnissen nach nur sein konnten. Es begann daher unter den Bauern ein Wohlstand, der hie und da sogar in Luxus ausartete. Der Bürgerstand wurde darum nicht gedrückt, sondern erholte sich nicht minder. Dem Bergbau wurde durch Abschluß eines Theilungsrecesses mit dem Kurhause Hannover, durch welchen der älteren Linie $^3/_7$, der jüngern $^4/_7$ als Antheil von dem bisher gemeinschaftlich besessenen Harz zugewiesen wurde, eine Selbstständigkeit gesichert, welche ihm eine erhöhte Bedeutung gab. Die Gewerbe sahen sich in den alten Privilegien geschützt, der Verkehr, durch keine übermäßigen Abgaben gehemmt, hob sich immer mehr, der Handel blühte auf und die Lage des gesammten Landes gestaltete sich von Jahr zu Jahr glücklicher. Durch die Aufhebung des unsittlichen Lottospiels wurde einem Uebel gesteuert, durch welches die Vermögensverhältnisse vieler, selbst gebildeter Familien zerrüttet waren. Nicht minder wohlthätig wirkte die Errichtung einer Armenanstalt, welche nach hamburger Vorbilde von dem edlen Leisewitz ins Leben gerufen wurde. Die neuerstehenden Industrieschulen

wurden unterstützt, und manchem Künstler und Handwerker wurde gleichfalls eine Unterstützung und Aufmunterung zu Theil. Kurz, unter der Regierung des Herzogs geschah alles mögliche, um den Flor des Landes zu befördern. „Es ist eine eben so aufgeklärte als väterliche Verwaltung," sagt Mirabeau, „deren Erfolge wahrhaft unbegreiflich sind in Anbetracht der Zerrüttung, in welcher der Herzog von Braunschweig sein Land gefunden hatte."

Bei der geistigen Umwälzung, die sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts auch in Deutschland anbahnte, verhielt der Herzog sich meistens passiv. Für Ziel und Bedeutung der neuen Bestrebungen hatte er so wenig Verständniß, daß er den Wunsch aussprechen konnte, die Gelehrten möchten nur lateinisch schreiben, weil ihre Werke den Bürger doch nur verwirren würden. Wiewohl selbst von dem philosophischen Geiste seiner Zeit beherrscht, war er religiösen Neuerungen abhold. Lessing genoß die Gunst des Herzogs nicht. Karl Wilhelm Ferdinand zeigte ihm eine gewisse Kälte, die bis zum Unwillen stieg, als der herzogliche Bibliothekar die bekannten wolfenbüttler Fragmente veröffentlichte. Von dieser Zeit an sah sich Lessing unter die schärfste Censur gestellt und hatte es nur seinem großen Ruhme zu verdanken, daß man ihn nicht gänzlich aus dem Lande wies.

Die Künste fanden in dem Herzog einen eifrigen Gönner und Förderer. Daß derselbe ein passionirter Liebhaber der Musik und bis zu seinem Regierungsantritte auch ausübender Künstler war, ist schon oben bemerkt. Auch später bildete die italienische Oper unter Simon und Patrassi, die er von Dresden nach Braunschweig kommen ließ, die Hauptunterhaltung seiner Abende. Die damalige braunschweigsche Oper erfreute sich eines großen Rufs und gehörte zu den besten in Deutschland. Die Freude des Publikums, das unentgeltlich Zutritt fand, erhöhte den Genuß des leutseligen Fürsten. Das wurde anders, als die Oper einging und eine französische Truppe angenommen wurde, ganz gegen den Wunsch der Braunschweiger,

die ein deutsches Theater zu haben wünschten. Das Schauspielhaus, das früher stets gedrängt voll gewesen war, wurde nun leer, was den Herzog nicht wenig verstimmte, da er darin eine Verachtung seines Geschmacks zu sehen glaubte.

Auch die Baukunst liebte Karl Wilhelm Ferdinand sehr. Doch erlaubten ihm seine beschränkten Mittel nicht, größere Summen auf diese Liebhaberei zu verwenden. Im städtischen Schlosse wurde nur das Corps de Logis gebaut. Dagegen verfielen die Schlösser außerhalb der Stadt immer mehr. Der Grund dieses Verfahrens ist in einer weisen Berücksichtigung der schwachen Kräfte des Landes zu suchen, die kein Prunken mit einer Menge von herzoglichen Schlössern gestatteten. Leider traf eine ähnliche Vernachlässigung auch die wolfenbüttelsche Bibliothek, auf die jährlich nur 200 Thaler verwandt wurden, und das braunschweigsche Museum, das sich gar mit 20 Thaler begnügen mußte. Sogar die kostbaren alten Rüstungen des Zeughauses wurden verkauft, da der Herzog auf Antiquitäten keinen Werth legte und stets nur das Nützliche im Auge hatte. Vom Standpunkte des Kunstfreundes und des Gelehrten mag diese stiefmütterliche Behandlung von Kunst und Wissenschaft zu beklagen sein. Das Land befand sich aber bei diesem System besser, als wenn der Herzog versucht hätte, die Okerstadt in ein braunschweigsches Athen umzuwandeln.

Bei dem Tode Friedrichs des Großen 1786 war in weiten Kreisen die Meinung verbreitet, daß die Geschicke des preußischen Staates von nun an der Lenkung des Herzogs anvertraut werden dürften. Auch Mirabeau, der in derselben Zeit auf der Reise nach Berlin bei dem Herzoge in Braunschweig vorsprach, theilte diese Meinung, und suchte jenen im Interesse des Friedens zu bereden, das Steuerruder des preußischen Staatsschiffes zu ergreifen. Er müsse suchen, so rieth der französische Diplomat, die Herrschaft über den neuen schwachen König zu gewinnen, um den Staat vor einem Orkane zu bewahren. Auch der

Herzog war überzeugt, daß er nach dem Tode des großen Königs in Berlin zu größerem Einflusse gelangen würde. Ja, er mochte sich mit der Hoffnung schmeicheln, daß er hinfort in Europa eine hervorragende Rolle spielen und über Krieg und Frieden zu entscheiden haben würde. Allein er täuschte sich. Friedrich Wilhelm II. mied ängstlich den Schein, daß er von irgend einem Menschen beherrscht würde. Er entfernte daher alle hervorragenden Männer aus seiner Umgebung. Für den Herzog hatte er nur Rücksichten der Höflichkeit. Er ernannte ihn zum Großmarschall. Aber das war ein bloßer Titel, durch welchen sein Einfluß in keiner Weise erhöht wurde. Der Herzog hielt sich daher vom berliner Hofe fern, bis die holländischen Wirren ihm wieder eine militärische Mission zuwiesen. Die Veranlassung dazu war folgende.

Die Gemahlin des holländischen Erbstatthalters, eine Schwester König Friedrich Wilhelms II., war von einigen Führern der antioranischen Volkspartei beleidigt worden. Das gab willkommene Veranlassung, gegen die junge Freiheit militärisch einzuschreiten. Ein preußisches Heer, 25,000 Mann stark, marschirte unter Karl Wilhelm Ferdinand in die Niederlande ein. Die sogenannten Patrioten, schlecht geleitet und übel organisirt, wie sie waren, vermochten dem kriegsgeübten Heere keinen Widerstand zu leisten. Der Sturm von Amstelveen entschied den ganzen Krieg. Amsterdam fiel im September 1787 in die Hände der Preußen, und die Rechte des Erbstatthalters wurden gerettet. Obwohl der ganze Feldzug nicht viel mehr wie eine Hasenjagd war, so wurde doch durch die raschen Erfolge des preußischen Heeres dem Ruhmeskranze des Großmarschalls, der es anführte, ein neues Blatt hinzugefügt.

Zu ernsteren kriegerischen Actionen führte der sogenannte Coalitionskrieg, der einige Jahre später ausbrach. Die Veranlassung dazu gaben die ersten Zuckungen jener ungeheuren Umwälzung in Frankreich, die bald den politischen Verhältnissen des gesammten Europas eine andere Gestalt geben sollte. Die unverkennbaren Gefahren, von

denen sich die deutschen Monarchen durch das junge Frankreich bedroht sahen, nöthigten sie, sich zur Abwehr zu vereinigen. Der Krieg schien unvermeidlich, und die Blicke richteten sich wieder auf den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, dem alle großen politischen Parteien eine Bedeutsamkeit und einen Einfluß beilegten, den er in Wahrheit nie besessen hatte. Auch die constitutionelle Partei in Frankreich, welche den Angriff der verbündeten Mächte sehr fürchtete, setzte auf ihn ihre Hoffnung. Die allgemeine Ansicht ging dahin, daß der Herzog auf Preußens Entschließungen den größten Einfluß hätte, und da man in Frankreich fürchtete, daß der Mann, dessen Ruhm unter Friedrich dem Großen angefangen hatte, nun die Gelegenheit ergreifen würde, um denselben aufzufrischen und zu mehren, so hielt man es für das Gerathenste, ihn auf französische Seite zu bringen. Gelang es den Herzog zu gewinnen, so hieß das Preußen gewinnen oder wenigstens das berliner Cabinet von einem Bündnisse mit den andern befreundeten Mächten abhalten. Da man nun des Herzogs Vorliebe für Frankreich kannte und außerdem wähnte, daß er den Grundsätzen der Revolution nicht ganz abgeneigt sei, so konnte man auf den Gedanken kommen, dem deutschen Feldherrn den Oberbefehl über alle französischen Truppen anzubieten. Ja, ein damaliger französischer Journalist erklärte sich sogar öffentlich dahin, daß man dem Herzoge die constitutionelle Krone Frankreichs anbieten solle, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß einige Männer der Gironde diese Ansicht getheilt haben. Blieb nun auch der letzte Plan unbeachtet, so wurde doch der Versuch gemacht, den ersten zur Ausführung zu bringen. Ludwig XVI. stimmte zu und richtete ein officielles Schreiben an den Herzog von Braunschweig, worin er ihn bat, die Würde eines Generalissimus der französischen Truppen anzunehmen. Der junge Graf von Cüstine, Sohn des Generals dieses Namens, brachte dasselbe in den ersten Tagen des Januar 1792 nach Braunschweig und erlangte bald Audienz beim Herzoge. Dieser

antwortete, daß er die Ehre, welche ihm der König von Frankreich anbiete, zu schätzen wisse; er könne dieselbe aber nicht annehmen, weil er durch enge und unauflösliche Bande an Preußen gebunden sei. Auch sei sein Ehrgeiz befriedigt, da er in Berlin die erste Stelle nach dem Könige einnehme.

Es war selbstverständlich, daß Karl Wilhelm Ferdinand nun an die Spitze der Coalitionsarmeearmee gerufen wurde. Wer so rasch die unbändigen Patrioten Hollands zu Paaren getrieben, der mußte mit den geschmeidigen Franzosen noch leichter fertig werden. Die Emigranten, welche am braunschweigschen Hofe zum nicht geringen Verdrusse des einheimischen Adels eine so große Rolle spielten, trugen redlich das Ihrige dazu bei, die Aufmerksamkeit noch mehr auf Karl Wilhelm Ferdinand zu lenken. So kam es, daß dem Herzoge 1792 der Oberbefehl über die Heere der Verbündeten übertragen wurde, und der noch immer feurige und ehrgeize Fürst vermochte die Rolle, die ihm von dieser Seite zugedacht war, nicht von sich zu weisen.

Leider sollte gerade in diesem Feldzuge jene Unentschlossenheit des Fürsten, jenes unselige Schwanken und Zaudern, jener Gegensatz von Wissen und Können, von Entschluß und Ausführung, wovon schon oben in der Charakteristik des Herzogs die Rede war, in verhängnißvoller Weise zum Ausdruck kommen. Eine Denkschrift, welche der Herzog im Februar 1792 auf Befehl des Königs über die Führung des Krieges ausarbeitete, liefert den Beweis, daß er die Sache anders ansah, als die Höflinge und Emigranten, und die unzähligen Schwierigkeiten des Kriegsplans nicht verkannte. Er warnte vor den Versprechungen, welche die Emigranten so zuversichtlich ausstreuten, und meinte, es könnten Ereignisse eintreten, deren Folgen unberechenbar seien, weil die Köpfe, von denen Frankreich regiert werde, eine Schwungkraft erhielten, von der man die außerordentlichsten Beschlüsse erwarten könnte. Aber trotz dieser bessern Einsicht hatte er

nicht den Muth, der entgegengesetzten Ansicht des Königs mit Entschiedenheit entgegenzutreten. Eine andere Probe seiner schwankenden Haltung gab Karl Wilhelm Ferdinand unmittelbar vor dem Beginn des Krieges. Da der Herzog in Folge seiner Unterredungen mit dem Grafen von Cüstine die genauesten Kenntnisse über die französischen Verhältnisse und namentlich über den Geist der constitutionellen Partei erlangt hatte, so drang er in allen seinen Schriften, die er dem Könige von Preußen unterbreitete, darauf, daß man die französische Nation über die Absicht der Coalation aufkläre. Man wolle den Krieg nicht der französischen Nation erklären und nicht ihre Verfassung umstürzen, noch an ihre Freiheiten rühren. So lautete sein Rath, und doch handelte er auch hier wieder aus dem entgegengesetzten Gesichtspunkte. Denn er ließ es geschehen, daß dem unglücklichen Feldzuge, noch dazu unter seinem Namen, ein Manifest voranging, das die gesammte französische Nation wie ein Haufen gemeiner Verbrecher behandelte und der Stadt Paris mit einer exemplarischen Züchtigung drohte. Von Coblenz, dem berüchtigsten Heerlager des französischen Adels, ging dieses Manifest aus, das ein Franzose, Marquis von Limon, mit Bewilligung nicht allein des preußischen, sondern auch des französischen Hofes, abgefaßt hatte. Es ist erwiesen, daß der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand dieses „elende, einfältige Machwerk" — eigene Worte des Herzogs — keineswegs billigte, daß er es sogar, als es ihm zuerst vorgelegt wurde, zerriß. Dennoch war er schwach genug, es später zu unterschreiben und dadurch seinem Namen einen unverdienten Flecken anzuhängen. Die Wirkung dieses Manifestes, das jedes französische Herz bis zur Wuth erbitterte, war eine furchtbare. Die Donner der Marseillaise antworteten auf die gehässigen Phrasen der Emigranten, und selbst die gemäßigten Franzosen bewaffneten sich gegen einen Feind, der sich zum Richter eines ganzen Volkes aufwerfen und in souverainer Machtvollkommenheit Belohnungen und Strafen austheilen wollte.

Der Gang des Coalitionskrieges ist bekannt. Die Emigranten hatten durch ihre unwahren Schilderungen die Meinung erweckt, als ob es sich nur um einen militärischen Spaziergang handle. So rückten denn die 70,000 Preußen und 65,000 Oesterreicher, Hessen und ausgewanderten Franzosen unter dem Befehle des Herzogs von Braunschweig leichten Muthes über die Grenze, um den Weg nach Paris zu nehmen. Anfangs krönte auch wirklich der Sieg ihre Waffen. Bald aber stellten sich ihnen ungeahnte Hindernisse entgegen. Der Geist, der das französische Volk durchglühte, machte jeden Franzosen zu einem Helden, während im Heerlager der Verbündeten Uneinigkeit, Unordnung und Intriguenspiel herrschte. Dazu kam die bekannte Unentschlossenheit des Feldherrn, welche sich am auffallendsten am 20. Sept. 1792 auf den Höhen von Valmy zeigte. Als der Herzog den Feind vor sich sah, befahl er den Angriff. Nach einer lebhaften mehrstündigen Kanonade marschirten die Preußen die Höhen hinan, um sie in Colonnen mit dem Bajonett zu nehmen. Oben angekommen, fanden sie keine durch den bloßen Anblick der preußischen Helden entmuthigten Truppen vor sich, wie sie erwartet hatten, sondern ein tüchtiges, kampflustiges Heer, das ihnen mit dem Rufe der Begeisterung: „Es lebe die Nation!“ entgegenging. Bei diesem Anblicke wankten die preußischen Colonnen, und der Herzog sah sich sehr bald bewogen, den Rückzug zu befehlen. Ein späterer Angriff der Oesterreicher mißglückte fast auf gleiche Weise, und der Tag gehörte den französischen Waffen. Man hat gesagt, gerade diese Unentschlossenheit zeuge von dem Feldherrntalente des Herzogs, der wohl bedacht habe, daß er durch einen Sieg nur wenig gewinnen, durch eine Niederlage dagegen die ganze Existenz seines Heeres aufs Spiel setzen würde. Allein die Richtigkeit dieser Erwägung vorausgesetzt, so wäre es ohne Zweifel das Beste gewesen, bei Valmy gar nicht zu schlagen, ja den Krieg gar nicht anzufangen.

Da der Feldzug des folgenden Jahres nicht glück-

licher war und der Herzog sich auf allen Seiten gehemmt sah, so forderte er um Mitte December 1793 seine Entlassung.*) Der König lehnte sein Gesuch ab. Er wiederholte es in den ersten Tagen des neuen Jahres, und die Gründe, mit denen er es motivirte, sprachen noch unumwundener, als das Gesuch selbst. Er berief sich auf die Erfahrung, daß Mangel an Einheit, Mißtrauen, Selbstsucht und Intrigue in zwei Feldzügen alle Maßregeln hatten scheitern machen. Die Gewißheit, daß auch ein dritter Feldzug keinen bessern Ausgang nehmen werde, habe ihn zu einem Schritte bewogen, der ihm durch Klugheit und Ehre geboten werde. Mißmuthig und erbittert kehrte der Herzog nach Braunschweig zurück, wo er von der jubelnden Liebe seines Volkes empfangen wurde. Einen kleinen Trost für sein Mißgeschick gewährten ihm die noch frischen Lorbeern des Sieges bei Kaiserslautern (28—30. Nov. 1793) und das Lob, das ihm nicht versagt werden konnte, unter allen Generälen am tüchtigsten in diesem Feldzuge gefochten zu haben.

Noch einmal sollte der alternde Held in den Strudel der Weltereignisse hereingerissen werden. Jetzt, in den Jahren, wo er sich ohne Vorwurf von dem öffentlichen Leben hätte zurückziehen können, übernahm er als Greis eine Aufgabe, der selbst die Kräfte eines Jünglings nicht gewachsen gewesen sein würden. Preußen hatte sich durch den schmachvollen Frieden von Basel und die berüchtigte Demarcationslinie von der deutschen Politik getrennt, um seine Pläne gegen das unglückliche Polen ungestörter verfolgen zu können.

*) Schon in einem Briefe vom 20. Februar 1793 hatte der Herzog sein Mißtrauen in den Gang des zweiten Feldzuges so ausgesprochen: „Wenn man nicht Meister der nöthigen Mittel ist, wenn man erst bitten muß, statt zu befehlen, wenn man erst um Truppen unterhandeln muß, statt sie gegen den Feind zu führen, wenn endlich jede der verbündeten Mächte ihre Hintergedanken hat und der leitende Faden nicht in einer Hand liegt, da muß man entweder die Augen verschließen oder annehmen, daß die nämliche zusammenhangloſe Politik nicht auch die nämlichen Nachtheile hervorruft, die einst im siebenjährigen Kriege unser Glück gewesen sind.

Erst als Oesterreich sich einsam bei Austerlitz verblutet hatte, als es zu spät war, den Fortschritten der französischen Waffen Einhalt zu thun, erkannte Preußen zu spät, wohin seine undeutsche Politik es geführt hatte. Eben jetzt, wo es ganz isolirt stand, forderte es den mächtigen Gegner zum Kampfe heraus. Noch einmal mußte jetzt der greise Fürst von Braunschweig dem berliner Hofe seine Dienste widmen und wurde der erste im Rathe wie im Felde. Es war ein Unglück für Karl Wilhelm Ferdinand selbst, wie für sein Land, daß er die Würde eines souveränen Fürsten mit dem Amte eines preußischen Unterthanen verband. In dieser Doppelstellung hatte er sich leider das gewichtige Ansehen nicht zu wahren gewußt, das ihm nach Einsicht, Erfahrung und Gesinnung am berliner Hofe gebührte. Er erkannte fast überall die Abwege, welche die preußische Politik seit 1786 ging; aber es fehlte ihm die Entschlossenheit, sich dem entgegenzustemmen, was er misbilligte. So auch jetzt im Jahre 1806. Nachdem Hannover, das Hochzeitsgeschenk der Medea, der Giftrock des Herkules, von Preußen aus Napoleons Hand definitiv angenommen war, ließ der 71jährige Herzog, der Anwärter der welfischen Gesammtlande und der Gemahl einer Schwester Georgs III., sich zur Entschuldigung dieses unsaubern Handels und um wegen eines etwaigen Austausches Hannovers gegen Ostpreußen zu sondiren, nach Petersburg schicken. In Windsor rief diese Sondirung die lebhafteste Entrüstung hervor. Und in der That, man hatte dort Ursache, nicht bloß mit Preußen, sondern auch mit dem braunschweigschen Vetter unzufrieden zu sein. Ihm selbst hat dieses Opfer der bessern Einsicht eben so wenig Segen gebracht, wie seinem Lande. Karl Wilhelm Ferdinand sollte die Rückgabe Hannovers nicht erleben.

In der Schlacht bei Jena erntete Preußen die Früchte seiner eben so kurzsichtigen, als selbstsüchtigen Politik. Es ist eins der schwärzesten Blätter der deutschen Geschichte, bei dem man nicht gern lange verweilt. Auch sind die

öffentlichen Ereignisse jener Jahre noch zu frisch in aller Gedächtniß, als daß sie hier ausführlich besprochen zu werden brauchten. Man hatte den greisen Karl Wilhelm Ferdinand an die Spitze des preußischen Heeres gestellt, dessen Geist ihm keine Garantie des Sieges gab. In trüber Stimmung hatte der Herzog sich von Braunschweig getrennt, wo seine Familie ihn vergebens zurückzuhalten suchte, und nicht heiterer ergriff er in Sachsen den Commandostab. Um so mehr Macht gewann über ihn seine alte Unschlüssigkeit; denn statt rasch gegen den Rhein vorzurücken, zögerte er noch immer in Sachsen, als Napoleon ihn bereits umgangen und strategisch geschlagen hatte. Als Napoleon, dann Berlin im Rücken, gegen Naumburg vordrang, wurden auf preußischer Seite die gewöhnlichsten Vorsichtsmaßregeln versäumt. Endlich brach der Morgen des 14. October an. Der Herzog hatte die Nacht in Auerstädt zugebracht und sich, wie schon seit mehreren Nächten, in voller Uniform, mit Schärpe, Degen und Sporen für einige Stunden auf sein Lager hingestreckt. Um 4 Uhr erhob er sich und um 6 Uhr ritt er auf das Schlachtfeld. Dichter Nebel verhüllten die Höhen, auf denen Napoleon sein Heer aufgestellt hatte. In der preußischen Armee herrschte unheilvolle Verwirrung. Als endlich gegen 9 Uhr der Nebel verschwand, zeigte es sich sofort, daß der Feind sich im entschiedensten Vortheile befand. Unter einem mörderischen Feuer drang die französische Armee auf allen Punkten vor, und die Schlacht wurde allgemein. Die Preußen schwankten, ihre Officiere, die vor der Kriegserklärung ihre Degen vor dem Palaste des französischen Gesandten in Berlin gewetzt hatten, gaben am ersten Fersengeld. Einige Bataillons schlugen sich bereits ohne Führer, andre waren mit ihren Officieren verschwunden. In diesem verhängnißvollen Augenblick wollte Karl Wilhelm Ferdinand die Schlacht wieder herstellen und ritt zwischen beide Linien, um das Grenadierbataillon von Hanstein anzureden. Da traf ihn der fürchterliche Schuß. Die Kugel drang dicht über dem rechten Auge ein, zerschmetterte das Nasenbein und trieb

das linke Auge aus seiner Höhle. Betäubt stürzte der unglückliche Greis vom Pferde und lag mehre Augenblicke bewußtlos da. Dann nahmen sich einige Soldaten seiner an. Sie hoben ihn auf ein Officierpferd, ein Musketier setzte sich hinter ihn, um den todeswunden Fürsten zu halten, und so verließ man das Schlachtfeld.

Es steht fest, so unbegreiflich es auch ist, daß Karl Wilhelm Ferdinand allein im Besitz des Schlachtplans war und daß keiner der Unterfeldherrn Instructionen hatte. Dieser Umstand beschleunigte die Niederlage des preußischen Heeres, die aber auch ohne dies unvermeidlich war. Es kann nicht geleugnet werden, daß von dem Feldherrn schwere Fehler begangen waren. In ihnen allein lag jedoch nicht der Grund des ungeheuern Unfalls von Jena. Dazu sühnte Karl Wilhelm Ferdinand seine Fehler durch muthiges Handeln und durch einen ehrlichen Soldatentod, was diejenigen nicht von sich rühmen konnte, welche ihn durch niedrige Intriguen in seinen Plänen gehemmt hatten.

Noch freilich lebte der greise Held mit der Spalte im Haupte, noch mußte er qualvolle Tage und Nächte durchmachen und hülflos, von Land zu Land umirrend, noch erst, wie der Dichter singt, „der Zukunft lange Noth bedenken," ehe er auf neutralem Boden die Ruhe des Grabes fand. Der Herzog war nach Auerstädt zurückgebracht, wo man den ersten Verband anlegte. „Ich bin ein armer blinder Mann," klagte er, während seine Umgebung in lauten Jammer ausbrach. Dann wurde der unglückliche Fürst, von dem Feldarzt Völker und dem Oberst v. Kleist begleitet, nach dem Harze zu gefahren, da andere Straßen nicht mehr sicher waren. Der Zustand des Kranken erlaubte nur kurze Tagereisen von vier Meilen. Bald war ihm auch das zu viel, und er mußte von Ort zu Ort auf einem Ruhebette getragen werden. In Blankenburg erwarteten ihn die von Braunschweig vorausgeschickten Aerzte Heyer und Spangenberg und führten ihn auf Feldwegen nach Braunschweig, wo man sechs Tage nach der Schlacht ankam. Hier glaubte man endlich für ihn Ruhe zu finden, da man sich mit der

Hoffnung schmeichelte, daß Braunschweig ein neutrales Land sei; denn Karl Wilhelm Ferdinand hatte nicht als Herzog von Braunschweig, sondern als preußischer Feldmarschall an dem Kampfe Theil genommen. Diese Hoffnung sollte bald schwinden. Napoleon hatte bereits die Errichtung eines Königreichs Westfalen beschlossen, und Braunschweig gehörte mit zu den Ländern, welche dessen Bestandtheile bilden sollten.

Dem verwundeten Helden that vor allem Ruhe noth. Da er diese im Schlosse seiner Väter fand, wo ihm die liebevollste Verpflegung zu Theil wurde, so lebte er wieder auf. Zwar seine Gemahlin, die Herzogin Auguste, und die Erbprinzessin Marie mit ihren beiden Söhnen Karl und Wilhelm hatten sofort nach der Kunde von der Niederlage bei Jena die Flucht ergriffen. Dennoch ward dem Leidenden wohler in der alten gewohnten Umgebung. Die Schmerzen ließen nach, sein Geist wurde heiterer, und so viel es sein Zustand erlaubte, gingen sogar die Regierungsgeschäfte wieder durch seine Hand. Der Herzog fing wieder an mit Lebhaftigkeit zu reden, er scherzte sogar in der Volkssprache seines Landes, als man ihm die Wegschaffung der Kanonen als unthunlich schilderte. Einige Male machte er auch der Heilkunde launige Vorwürfe, daß sie eine so langsame Kunst sei. Alle diese Umstände gaben seinen Unterthanen neuen Muth. Selbst die Nachricht von der Ungeduld des Kranken erregte neue Hoffnung; denn man erblickte darin die Anzeichen einer noch nicht erloschenen Energie und die Regungen eines gestärkten Lebensmuthes.

Da schleuderte der wälsche Eroberer gegen den alten Welfen das furchtbare Wort, das wie ein betäubender Donnerschlag auf das ganze Land wirkte: „Das welfische Haus hat aufgehört zu regieren.“*) Man hatte ein Schreiben

*) Der Kanzler Fr. von Müller theilt in seinen Erinnerungen aus den Kriegszeiten von 1806—1813 folgende von Napoleon in Berlin an ihn gerichtete Worte mit: „Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen. Wie diesen Hut“— hier warf er ihn zornig zur Erde — „will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde.“

des kranken Herzogs an Napoleon gesandt, worin er sich der Humanität des Siegers empfahl. Der mit höchster Spannung erwartete Bote kehrte mit dem Bescheide Napoleons zurück, er könne den Herzog nur als Kriegsgefangenen betrachten. Manche haben geglaubt, daß der Herzog wegen seines hohen Alters und seiner großen Verdienste mit aller ihm gebührenden Achtung von Napoleon in seiner Residenz würde behandelt worden sein. Allein Karl Wilhelm Ferdinand wollte kein Kriegsgefangener werden und gab daher Befehl zur schleunigen Abreise. Es wurde ein mit Wachstuch bedeckter Wagen hergerichtet, auf welchem die Fahrt gen Norden gehn sollte. „Quelle honte! quelle honte!“ wimmerte der unglückliche Fürst, als ihn seine Getreuen, unter ihnen der Baron von Sierstorf, die Treppe hinunter trugen, zur letzten Todesreise. Aber die Schande des Besiegten war doch nicht so groß, als die spätere Schande des Siegers, der eben so hätte sterben können, wie Karl Wilhelm Ferdinand, um nur nicht in Gefangenschaft zu gerathen, der aber das Gefängniß auf Elba und St. Helena dem ehrlichen Soldatentode vorzog.

Von Tausenden seiner Unterthanen umgeben, welche mit wehmüthiger Trauer seinen Wagen vors Thor begleiteten, verließ der greise Fürst seine Residenz, in die er nur als Leiche wieder einziehen sollte. Auch die Abreise glich einem Leichenzuge, dessen feierliche Stille nur unterbrochen wurde durch die verhaltenen Klagen und das schmerzliche Schluchzen der Leidtragenden. Ueber Celle ging die Fahrt nach Hamburg. Das Befinden des Verwundeten auf der Reise war wie man es nur wünschen konnte. Doch dauerte ihm die Fahrt sehr lange, und er sehnte sich nach dem Ziele. Endlich war dieses hinter der Elbe in dem Dorfe Ottensen erreicht, wo der flüchtende Held einen ruhigen Zufluchtsort fand.

Indes zeigte es sich bald, daß durch die Erschütterungen des Fahrens der Zustand des Kranken bedeutend verschlimmert war. Appetit und Schlaf hatten sich verloren, und die Kräfte nahmen sichtbar ab. Dazu kam

sein Gemüthsleiden, welches durch die Nothlage seines Landes und durch die traurige Aussicht auf völlige Erblindung aufs Höchste gesteigert wurde. Als man ihn einst fragte, ob seine Wunde schmerze, zeigte er schweigend von dem wunden Haupte auf das Herz, um den brennenden innern Schmerz anzudeuten. Doch eine große Erquickung sollte dem sterbenden Helden noch zu Theil werden: um sein Schmerzenslager sammelten sich all die Seinen, mit Ausnahme des Erbprinzen Friedrich Wilhelm. Seine Gemahlin, die Herzogin Auguste, seine beiden ältern Söhne Karl und August und seine Tochter Caroline, die Prinzessin von Wales, umgaben ihn in den letzten Stunden. Das war seine letzte Freude in dieser Welt. Auch ließ der Kranke sich jetzt mit der größten Sanftmuth das Verbinden, das Einnehmen der Arzenei und alle erforderlichen Bewegungen gefallen. Es war ein Zeichen der abnehmenden Kräfte und des herannahenden Todes. Endlich am 10. November 1806, Nachmittags 2 Uhr, schlug die Stunde der Erlösung. Im 71. Jahre hauchte der Herzog auf seinem Schmerzenslager das Leben aus, das er so gern auf dem Schlachtfelde hingegeben hätte. Seine Gebeine wurden vorläufig in der Kirche zu Ottensen beigesetzt und erst im Jahre 1819 nach Braunschweig zurückgebracht, wo sie in dem Dome von St. Blasius neben den Gebeinen seiner Ahnen beigesetzt sind.

Karl Wilhelm Ferdinand war wie alle Sterblichen nicht frei von Schwächen und Fehlern. Aber er war ein großer Mann, ein weiser Fürst und ein edler Mensch. Die Popularität, deren er sich im Leben erfreute, ist auch nach seinem Tode nicht erloschen. Noch jetzt lebt Karl Wilhelm Ferdinand in der Erinnerung seines Volks, und die Geschichte wird ihn stets zu den ausgezeichnetsten Fürsten zählen, nicht sowohl weil er sich als Feldherr mit Ruhm bedeckt hat und als Held gestorben ist, sondern weil es ihm gelang, sein Land, als es durch Krieg und anderes Unglück an den Rand des Verderbens gebracht war, zu neuem Glück und Wohlstand zu führen.

Das Grab zu Ottensen.

Zu Ottensen an der Mauer
Der Kirche ist ein Grab,
Darin des Lebens Trauer
Ein Held gelegt hat ab.

Geschrieben ist der Namen
Nicht auf den Leichenstein;
Doch er sammt seinem Samen
Wird nie vergessen sein.

Von Braunschweig ists der Alte,
Karl Wilhelm Ferdinand,
Der vor des Hirnes Spalte
Hier Ruh im Grabe fand.

Der Lorbeerkranz entblättert,
Den auf dem Haupt er trug,
Die Stirn vom Schlag zerschmettert,
Der ihn bei Jena schlug.

Nicht, wo er war geboren,
Hat dürfen sterben er;
Von seines Braunschweigs Thoren
Kam irrend er hierhier;

Umirrend mit den Scherben
Des Haupts von Land zu Land,
Das, eh es konnte sterben,
Erst allen Schmerz empfand;

Das erst noch mußte denken
Der Zukunft lange Noth,
Eh es sich durfte senken
Beschwichtigt in den Tod.

Jetzt hat sichs hier gesenket,
Doch hebt sichs, wie man glaubt,
Noch aus der Gruft, und denket,
Das alte Feldherrnhaupt.

Da sieht es die Befreiung
Nun wohl auf deutscher Flur,
Doch auch von der Entweihung
Die unvertilgte Spur.

Da sieht es der zwölfhundert
Grabstätte sich so nah,
Und ruft wohl aus verwundert:
Ein Feldherr ward ich ja!

O Feldherrnamt, wie grausend!
Um mich den Feldherrn her
Gelagert sind die tausend,
Ein großes Schmerzensheer.

Euch hat auf andern Pfaden
Und doch aus gleichem Grund
Der Tod hierher geladen,
Ihr seid mit mir im Bund.

Daß ohne Todtenhemde
Ihr auf den Gräbern sitzt,
Das schmerzt mich, weil der Fremde
Noch geht in Purpur itzt.

Ist keiner mehr am Leben,
Den Purpur auszuziehen
Dem Fremden und zu geben
Euch nackten Todten ihn?

Mit seinen dunklen Schützen
Der Oels, mein wackrer Sohn,
Der könnte wohl euch nützen;
Doch fiel auch der nun schon.

Jetzt kann ich keinen nennen,
Da ihn der Tod geraubt;
Und schmerzlich fühl ich brennen
Die Spalt' in meinem Haupt.

Friedrich Rückert.

Friedrich Wilhelm.

Dem Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, damaligem Erbprinzen, waren bereits von seiner Gemahlin, der Herzogin Auguste, drei Söhne, Karl, Georg und August, und zwei Töchter, Auguste und Caroline, geschenkt, als am 9. October 1771 die üblichen Kanonenschüsse den Bewohnern der herzoglichen Residenz die Geburt eines vierten Prinzen ankündigten. Schon am 15. October wurde der neue Ankömmling getauft und erhielt dabei die Namen Friedrich Wilhelm. Als jüngster von vier Brüdern konnte Friedrich Wilhelm kaum die Hoffnung hegen, daß er je zur Regierung werde berufen werden. Alles, was für ihn erreichbar zu sein schien, war eine höhere Befehlshaberstelle im preußischen Heere. Bei der Erziehung und dem Unterrichte des jungen Prinzen wurde daher auch nicht der Maßstab angelegt, der dem Berufe eines zukünftigen Souveräns angemessen gewesen wäre. Bei der von dem Herzoge eingeführten Sparsamkeit wurden die Prinzen sehr knapp gehalten, und große Geldmittel konnten auf ihre Erziehung nicht verwandt werden. Dazu kam, daß Karl Wilhelm Ferdinand in der Wahl der Erzieher seiner Kinder nicht glücklich war. Der Hofmeister, den Friedrich Wilhelm zusammen mit den Prinzen Georg und August erhielt, ein vom preußischen Hofe empfohlener Major von Ditfurth, war ein Mann, der unter dem glatten Aeußern eines Höflings einen bis zur Brutalität ausartenden Jähzorn verbarg. Schlimmer noch war es, daß der

Hauptlehrer des Prinzen, ein von dem Abt Rasewitz in Magdeburg empfohlener Candidat Jokardi, dem Trunke und andern Lastern in dem Grade ergeben war, daß es oft sogar im Schlafzimmer der Prinzen zu den ärgerlichsten Scenen kam. Dieser unwürdige Lehrer wurde nun zwar bald entfernt, und an seine Stelle traten zwei ehrenwerthe Männer, Berkhan und Pockels; der letztere, dem namentlich der Unterricht unseres Friedrich Wilhelm anvertraut wurde, war ein geistvoller Mann und gewiß fähig, einen Prinzen zu erziehen. Aber er war ganz abhängig von dem Gouverneur des Prinzen und konnte in seiner untergeordneten Stellung nicht mit Freudigkeit und Erfolg wirken. Die Tyrannei des Major v. Ditfurth verdarb alles. Von seiner Laufbahn als preußischer Officier her an stramme Zucht gewöhnt, hielt dieser die strengste Subordination gegen die Befehle des Hofmeisters und des Lehrers für das höchste Ziel der Erziehung und strafte jeden Verstoß der Prinzen gegen seine schroffen Anordnungen in einer oft empörenden Art. Mußten schon die beiden älteren Brüder von seiner Laune viel erdulden, so war der lebhafte und feurige Friedrich Wilhelm noch mehr der Gegenstand seiner rohen Zornesausbrüche. Denn der leidenschaftliche Mann hatte keinerlei Verständniß für den jugendlich frischen und offenen Sinn des Knaben, in welchem sich bereits der Keim einer künftigen Mannesstärke und Heldenkraft zeigte. Was der Ausfluß einer kindlichen Unbefangenheit, die Aeußerung eines geraden und natürlichen Wesens war, wurde als Eigenwille und Starrsinn betrachtet, und Friedrich Wilhelm, dessen aufgeweckter und zu jugendlicher Ungebundenheit neigender Geist besonders einer liebevollen und weisen Leitung bedurfte, hatte Keinen, dem er sein kindliches Vertrauen schenken konnte. Sein Erzieher stieß ihn von sich, und sein Vater, der durch die verkehrten Berichte Ditfurths getäuscht wurde, zeigte sich kalt und gemessen, äußerte auch wohl in bittrer Weise seine Unzufriedenheit und vermochte dadurch eben so wenig des Knaben Herz zu gewinnen. Nur geringen Trost fand

der Prinz mit seinen gerechten Klagen bei der sonst so liebevollen und zärtlichen Mutter, da diese in der Ueberzeugung von der Richtigkeit des Erziehungsprincips befangen war. So mußte der Unverstand des Erziehers, welcher die Kinder von den Eltern trennte und das jugendliche Feuer in den Herzen seiner Zöglinge nicht zu mildern und zu läutern, sondern zu dämpfen und zu ersticken bemüht war, nicht wenig dazu beitragen, die Jugend der letzteren zu verkümmern. Ein fröhliches Spielen mit andern Knaben ihres Alters wurde den Prinzen nie gestattet. Die Lehrer und die Bedienten waren fast die einzigen Menschen, mit denen sie zusammen kamen, und kaum hatte Prinz Friedrich Wilhelm gelernt, die Spielkarten zu halten, als er mit drei alten Damen zu seiner Erholung, wie es hieß, eine Partie machen mußte. Auch dabei sah sich der Prinz den Verweisen seines Erziehers ausgesetzt, und kaum war dieser wieder mit seinem Zögling allein, so ging die „Lection" wieder von neuem an und der gestrenge Herr Major mäkelte weiter: „er wundere sich gar nicht, daß keine Dame mit uns spielen wolle, denn wir geben ja nicht Acht." Mit diesen Worten hat es der 14jährige Prinz selbst in seinem Tagebuche verzeichnet, in welches er in Ermangelung eines andern Vertrauten seine Klagen zu ergießen pflegte. So ließ die Erziehung unsers Friedrich Wilhelm nicht wenig zu wünschen übrig. Der Vater, zu sehr mit den Regierungsangelegenheiten beschäftigt und von seinen Obliegenheiten als preußischer General in Anspruch genommen, kümmerte sich in eigener Person um seine Söhne fast gar nicht. Wenn er aber ja einmal in die Erziehung derselben eingriff, so verdarb er gewöhnlich mehr, als er gut machte. Nur zufällig erschien er dann und wann in dem Lehrzimmer der Prinzen, und niemals verstand er es, diesen, die immer nur den strengen Vater und den großen Mann in ihm erblickten, an dem sie ehrfurchtsvoll hinaufsahen, Liebe und Zutrauen einzuflößen. Zuweilen prüfte er sie auch wohl selbst und ließ dann, mißmüthig über die verkehrten Antworten der durch

seine Gegenwart befangenen Kinder seine bittre Stimmung in harten Worten aus. So konnten diese gegen ihren Vater keine kindliche Liebe, sondern höchstens ehrfurchtsvolle Scheu hegen und entbehrten den warmen Hauch eines glücklichen Familienlebens. Ein freundlicher Blick war gewöhnlich alles, was das Band zwischen dem Vater und seinen Kindern andeutete, und obgleich Friedrich Wilhelm der Liebling des Vaters war und als der jüngste vor seinen älteren Brüdern manche kleine Auszeichnungen genoß, so waren doch diese nicht hinreichend, sein liebebedürftiges Herz zu befriedigen und sein Leben sonnig zu verklären. Vielmehr war seine erste Jugendzeit eine vielfach getrübte, und seine Erziehung muß, wo nicht eine völlig verfehlte, so doch in Anbetracht seines hohen Berufs eine mangelhafte genannt werden. Auch der Unterricht war nicht besonders gründlich. Von Pockels wurde Friedrich Wilhelm in der Religion, der Geschichte, der deutschen und lateinischen Sprache und in der Mathematik unterrichtet. Für den Unterricht im Englischen und Französischen wurden besondere Lehrer angenommen. Zwar machte der junge Prinz in den meisten Unterrichtsfächern gute Fortschritte; aber die Anforderungen, die man an ihn stellte, waren nicht hoch gespannt, und selbst in den eigentlichen Kriegswissenschaften, die doch für den zukünftigen Soldaten besonders ins Gewicht fielen, wurde er nur ungenügend unterrichtet. Dagegen war er in allen körperlichen Fertigkeiten gewandt und geübt. Tanzen, Reiten, Fechten und Exercieren verstand er meisterhaft, und wie er in reiferen Jahren ein schöner Mann war, so zeichnete er sich schon als Knabe vor seinen Brüdern durch eine kräftige, blühende Gestalt aus.

Nachdem Friedrich Wilhelm im Jahre 1787 mit seinen beiden älteren Brüdern durch den Domprediger Fedderſen confirmirt war, ging er im August desſelben Jahres, während Ditfurth bis zu seinem nahen Tode bei dem Prinzen Georg blieb, unter der Leitung des Bibliothekars Langer und des Hauptmanns Moll auf Reisen. Nächstes Reiseziel war Lausanne am Genfer See, wo der Prinz seine Studien fort-

setzen sollte; allein die um jene Zeit beginnenden politischen Stürme veranlaßten eine bedeutende Abkürzung der Studienzeit, und so kehrte Friedrich Wilhelm schon im September des folgenden Jahres in die Heimath zurück, ohne daß die Reise von erheblichem Nutzen für seine Ausbildung gewesen wäre.

Nun begann die militärische Laufbahn des Prinzen. Schon gleich nach seiner Confirmation war Friedrich Wilhelm als Stabscapitain in das Riedesel'sche Infanterieregiment eingetreten, das in Braunschweig garnisonirte. Von seiner Reise zurückgekehrt, wurde er von Friedrich Wilhelm II. zum Stabscapitain in dem in Magdeburg garnisonirenden Regimente von Lengefeld ernannt und bald darauf, im Jahre 1791, zum Major befördert. Auch in dieser Stellung wurde der Prinz von seinem Vater mit großer Strenge in dem alten Zwange erhalten. Der Herzog ließ ihm fast gar keine freie Bewegung und hatte eigenhändig eine Instruction entworfen, welche, so väterlich sie auch gemeint war, doch nicht segensreich auf die Entwicklung und Charakterbildung des jungen Fürsten wirken konnte. Denn sie stellte ihn unter beständige, ängstlich gehandhabte Aufsicht und ließ ihm weniger Freiheit, wie sie der jüngste Fähnrich genoß. Ueberhaupt waren die Ansichten Karl Wilhelm Ferdinands von väterlicher Zucht so eigenthümlich, daß er seinen Sohn auch dann noch sorgfältig überwachen ließ, als dieser bereits Oberst eines preußischen Regiments war, den schwarzen Adlerorden trug und in den Feldzügen von 1792 und 1793 mit Auszeichnung gefochten hatte.

Denn unter dem Oberbefehle seines erlauchten Vaters zog der thatendurstige Jüngling gegen die französischen Freiheitshelden mit ins Feld und gab bei mehr als einer Gelegenheit Beweise von großer Kühnheit und Unerschrockenheit. Ja, am 27. November 1792 stürzte er sich bei dem Dorfe Etsch im Nassauschen dem Feinde so muthig und ungestüm entgegen, daß er eine Verwundung davon trug, welche ihn für längere Zeit zum Kriegsdienste un-

tüchtig machte. Als der Oberst von Massenbach zum Herzoge geschickt wurde und diesem die traurige Kunde vorsichtig anzubringen suchte, rief der Herzog erschrocken aus: „Was ist denn? Ist er todt?“ Der Oberst antwortete: „Nein, Ew. Durchlaucht, er ist nicht todt, sondern nur blessirt. Ich bin noch beim ersten Verbande gegenwärtig gewesen.“ Dem Herzog trat bei diesem Worte eine Thräne ins Auge. „Es ist die einzige,“ setzt Oberst von Massenbach hinzu, „die ich je an ihm beobachtet habe.“ Diese eine Thräne verrieth die zarte Liebe des Vaters zu dem Sohne, die sich freilich meist hinter einem abgemessenen Wesen versteckte, ja sich zuweilen sogar ins Gewand der Strenge hüllte, aber dennoch in dem Augenblicke, wo sie den Liebling ernstlich bedroht glaubte, durch alles erkünstelte Wesen sich Bahn brach.

Nach dem baseler Frieden war Friedrich Wilhelm als Oberst zu dem in Halle garnisonirenden von Thaddenschen Infanterieregimente versetzt worden. Hier nun wurde ihm der Zwang, unter dem er fortwährend seufzte, unerträglich. Da er wußte, daß alle älteren Officiere den Auftrag hatten, ihn zu beobachten und pflichtschuldigst über sein Betragen zu berichten, so schloß er sich ohne ängstliche Wahl an jüngere Officiere an und theilte deren lustige Gesellschaften und Trinkgelage. Denn der aufbrausenden Jugendkraft des Fürstensohnes behagte der Verkehr mit fröhlichen, wenn auch in jugendlicher Ungebundenheit zu weit gehenden Altersgenossen viel besser, als der Umgang mit älteren steifen und strammen Männern, in denen er noch dazu seine Wächter und Censoren erblickte. So kam es zu manchen Excessen und zu muthwilligen Neckereien und Reibereien mit den dem Soldatenstande feindlich gesinnten Studenten, deren Ton auch nicht der feinste war und die in ihrem dünkelhaften Wahne weder Rang noch Stand berücksichtigten. Besonders eine von den Studenten veranstaltete maskirte Schlittenfahrt gab Veranlassung zu so ernstlichen Conflicten, daß der Prinz zu dem von Kleistschen Regimente nach Prenzlau in der

Uckermark versetzt wurde. Als bald darauf, im Jahre 1800, der General von Kleist zum Gouverneur von Magdeburg ernannt war, avancirte Friedrich Wilhelm zum General-Major und erhielt zugleich das vacant gewordene v. Kleist'sche Regiment verliehen. Auf diesem Posten ließ der Prinz es nunmehr seine ernstliche Sorge sein, nicht nur durch strenges Ueberwachen seiner selbst den früheren Ausschreitungen vorzubeugen, sondern auch den Ruhm des ihm verliehenen Regiments, das eins der merkwürdigsten und bewährtesten der preußischen Armee war, zu erhalten und zu befestigen. Streng gegen sich selbst und unnachsichtig im Dienste, zeigte sich der neue Commandeur außerhalb des Dienstes als ein wahrer Freund der Soldaten. Seine Anspruchslosigkeit, verbunden mit einer militärischen Festigkeit, seine Opferwilligkeit und der Eifer, mit welchem er seine Pflicht im Dienste des Königs mit der Fürsorge für jeden Einzelnen seines Regiments zu vereinigen strebte, erwarben ihm bald das Vertrauen der Officiere und die Liebe der Soldaten in so hohem Grade, daß sein Regiment eins der musterhaftesten in der ganzen Armee wurde.

Da die Ehe des Erbprinzen Karl kinderlos war und die beiden folgenden Prinzen, Georg und August, noch dazu beide wie der Erbprinz mit einer an Blindheit grenzenden Kurzsichtigkeit behaftet, jeden Gedanken an eine Vermählung aufgegeben zu haben schienen, so steigerte sich für den jüngsten der vier fürstlichen Brüder die Möglichkeit, ja Wahrscheinlichkeit, dereinst den Thron seiner Väter besteigen zu können. Die Blicke der Bevölkerung wandten sich schon jetzt auf den kräftigen, bald in Prenzlau und bald in Braunschweig lebenden Friedrich Wilhelm, auf dem die ganze Hoffnung seines Stammes zu beruhen schien. Unter diesen Umständen war es natürlich, daß man an die Verheirathung des Prinzen dachte. Die Wahl, die auf die Prinzessin Marie Elisabeth von Baden fiel, hätte keine glücklichere sein können. Sie beruhte auf einer wahren Herzensneigung der beiden jungen Leute, die sich zu Pots-

dam und Charlottenburg kennen gelernt hatten und einander näher getreten waren.

Die hohe Braut war die vierte von fünf Schwestern, von denen die drei ältesten bereits verheirathet waren, die erste mit dem Kaiser Alexander von Rußland, die zweite mit dem Kurfürsten, nachmaligen Könige Maximilian von Bayern, und die dritte mit dem Könige Gustav IV. von Schweden, während die jüngste sich später mit dem Großherzoge Ludwig II. von Hessen-Darmstadt vermählte. Der 1. November 1802 war der Vermählungstag Friedrich Wilhelms. Unbeschreiblich war der Jubel der Braunschweiger, als er mit seiner jungen Gemahlin in die Hauptstadt des Landes einzog. Ein hoher Ruf der Schönheit und der Seelengüte ging ihr voran, und der Glanz ihrer ausgedehnten und angesehenen Verwandtschaft warf sein Licht mit auf das Herzogthum, dessen Landesmutter sie werden sollte. Mit ungetheilter Freude wurde die junge Fürstin aufgenommen, die durch seltenen Liebreiz und sanfte Liebenswürdigkeit ihre neue Umgebung schnell zu bezaubern wußte. Das Volk trug sie auf den Händen, und der alte Herzog fühlte sich durch seine edle und anmuthige Schwiegertochter so beglückt, daß sie die höchste Freude seiner letzten Lebensjahre ausmachte. Besonders aber übte sie durch ihren sanften, echtweiblichen Sinn einen wohlthätigen Einfluß auf ihren hohen Gemahl, unsern Friedrich Wilhelm, aus, der, als er ihren Werth erst recht erkannte, sich ihr immer mehr hingab und durch sie den ursprünglichen Ungestüm seines Charakters beherrschen lernte. Erhöht wurde das Glück dieser Ehe und die Freude des alternden Herzogs wie des ganzen Landes noch durch die Geburt zweier Prinzen, von denen der älteste, Karl, am 30. October 1804, der jüngere, Wilhelm, am 25. April 1806 geboren wurde.

Durch den Tod seines Oheims, des Prinzen Friedrich August von Braunschweig, gelangte unser Friedrich Wilhelm um diese Zeit in den Besitz eines kleinen Fürstenthums, durch welches ihm ein neuer umfassender Wirkungs-

kreis verliehen wurde, der als Vorschule für Größeres angesehen werden konnte. Friedrich August, ein jüngerer Bruder des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, hatte sich nämlich mit der einzigen Tochter des Herzogs von Würtemberg-Oels verheirathet und von seinem Oheim, dem König von Preußen, die Mitbelehnung und eventuelle Erbfolge im schlesischen Fürstenthum Oels erhalten, auch die Regierung desselben nach dem Tode seines Schwiegervaters angetreten. Da seine Ehe jedoch kinderlos geblieben war, so hatte der König von Preußen auf Friedrich Augusts Antrag dessen Neffen und Pathen für den Fall, daß der Oheim unbeerbt sterben würde, zum Lehnsnachfolger im Fürstenthums Oels erklärt. Dieser Fall war nun eingetreten, und somit ging die Regierungsnachfolge in jenem schlesischen Fürstenthum auf Friedrich Wilhelm über. Damit verbesserten sich auch die finanziellen Verhältnisse des jungen Fürsten, obgleich jenes Ländchen damals tief verschuldet war. Zugleich aber warteten seiner überhäufte Arbeiten und Geschäfte. Denn das in unmittelbarer Nähe von Breslau belegene, unter preußischer Oberhoheit stehende Fürstenthum Oels, das einen Flächeninhalt von 37 Quadratmeilen hat, auf welchem in 8 Städten und mehr als 80 Dörfern über 100,000 Menschen vorzugsweise von Oekonomie und Ackerbau leben, beanspruchte eine sorgsame Verwaltung. Als Regent dieses Ländchens widmete sich Friedrich Wilhelm mit Eifer der neuen Aufgabe, die ihm geworden war. Vor allem war er durch weise Sparsamkeit bemüht, die Finanzen des Landes zu ordnen, und that alles, was in seinen Kräften stand, um das Wohl seiner neuen Unterthanen zu heben und sich deren Liebe zu erwerben.

Doch nicht lange gönnte der Sturm der Zeit dem jungen Fürsten Ruhe zu friedlichen Beschäftigungen. Die Kriegserklärung Preußens an Frankreich im Jahre 1806 rief ihn zum Heere, wo er der Abtheilung des Herzogs von Weimar zugetheilt wurde. Da dieser Heerestheil an der Schlacht von Jena keinen thätigen Antheil nahm, so

kam Friedrich Wilhelm hier nicht ins Feuer. Aber nur um so schmerzlicher fühlte er eine Niederlage, zu deren Abwendung er nicht hatte mitwirken können. Sein Regiment war eins der wenigen, welche auf der Flucht sich nicht aufgelöst hatten. Der Rückzug ging nach Norden, und da Sehnsucht und Liebe den Sohn zu dem sterbenden Vater trieben, so verließ er für einen Augenblick sein Regiment und langte am 21. October in Braunschweig an. Mit den Gefühlen der schmerzlichsten Theilnahme sah er seinen todtwunden Vater wieder. So traurig ihm aber auch die Zusammenkunft mit dem Vater sein mußte, so wichtig war sie in ihren Folgen für ihn und für das ganze Land. Denn während seines kurzen Aufenthaltes in der Residenz vollzog der zum Tode getroffene, aber noch einmal wieder aufathmende Herzog eine Bestimmung über die Erbfolge, die längst eine beschlossene Sache war. Der Erbprinz Karl war nämlich am 20. Sept. 1806 unvermuthet gestorben, und da die beiden folgenden Prinzen, Georg und August, freiwillig auf die Regierung verzichtet hatten, so wurde jetzt durch Dokumente festgestellt, daß die Regierung nach dem Ableben des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand auf dessen jüngsten Sohn Friedrich Wilhelm übergehn sollte. Zwar erklärte Napoleon gleich darauf: „Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu regieren.“ Aber doch gewährte es dem Lande in dieser trüben Zeit keine geringe Beruhigung, zu wissen, wen es als den rechtmäßigen Nachfolger des sterbenden Herzogs anzusehn habe.

Nur einen Tag weilte der Sohn an dem Krankenbette des geliebten Vaters. Denn nachdem die wichtige Angelegenheit der Erbfolge geordnet war, nahm er aufs tiefste erschüttert wieder Abschied, um dem Rufe der Pflicht und Ehre Folge zu leisten. Er eilte zu seinem Regimente zurück, das zu den wenigen Truppen gehörte, welche sich um Blücher gesammelt hatten und den tief gesunkenen Ruhm des preußischen Heeres aufrecht hielten. Denn dies blüchersche Corps war das einzige, welches Widerstand bis zum Aeußersten leistete und sich erst dann für über-

wunden gab, als die letzte Möglichkeit des Gelingens abgeschnitten war. Blücher hatte sich nach Lübeck zurück gezogen, und dort finden wir auch Friedrich Wilhelm wieder. Wäre es Blücher gelungen, sich, wie er beabsichtigte, in der freien Reichsstadt zu verschanzen, so möchte der Kampf gegen den dreifach überlegenen Feind vielleicht nicht hoffnungslos gewesen sein. Aber die Franzosen ließen ihm dazu keine Zeit. Am 5. November war Blücher in Lübeck eingezogen, und schon am 6. begann die französische Avantgarde unter Bernadotte den furchtbaren Kampf. Die Vertheidigung des Burgthores, gegen welches der Hauptangriff gerichtet wurde, war unserm Friedrich Wilhelm anvertraut. Auf die Länge war es unmöglich, die ohne dies nicht sehr starke Position mit den drei Bataillons, die dem Erbprinzen zur Verfügung standen, gegen die stürmenden vier französischen Brigaden zu halten. Dennoch geschah das Möglichste, und es gelang eine Zeit lang, die wüthenden Stürme abzuschlagen. Aber immer neue Colonnen rückten vor, französische Sappeurs drangen in Masse über den Graben, warfen sich auf die preußischen Kanonen und fingen an, die Bemannung niederzuhauen. Friedrich Wilhelm that, was unter diesen Umständen unvermeidlich war. Er zog seine Artillerie zurück, um sie weiter rückwärts wieder aufzustellen. Aber die stürmenden Feinde ließen ihm dazu keine Zeit, sondern drangen so rasch und ungestüm nach, daß an eine Wiederherstellung des Gefechts nicht zu denken war. Da zu gleicher Zeit auch das Mühlenthor forcirt wurde, so war die Schlacht, die unter furchtbarem Gemetzel noch eine Zeit lang stand, unwiderbringlich verloren. Blücher rettete sich zwar mit 3000 Mann durch das holsteinsche Thor aus der Stadt, sah sich aber dennoch schon am folgenden Tage genöthigt, die Waffen zu strecken. Er schloß jetzt (7. Nov.) die bekannte Capitulation von Ratkau, nach der er selbst mit 11 Generalen, 518 Officieren und 9500 Soldaten in französische Gefangenschaft gerieth. „Ich capitulire," schrieb er unter die Acte der Uebergabe, „weil ich kein Brot,

keine Fourage und keine Munition mehr habe." Für den Erbprinzen von Braunschweig brachte diese traurige Katastrophe noch den herben Kummer, daß er sich von Blücher, den der erste Schmerz ungerecht machte, beschuldigt sah, er habe durch Nichtbefolgung der erhaltenen Befehle den Verlust des Burgthores und damit die Niederlage des Heeres verschuldet. Eine Rechtfertigung ließ die stürmische Zeit nicht zu, und dem Herzog blieb nichts anders übrig, als sich schweigend zurückzuziehn.*) Zwar wurde ihm der Abschied, um den er bat, in den ehrenvollsten Ausdrücken zu Theil. Doch das wunde Gemüth des Herzogs konnte dadurch nicht geheilt werden. Durch das verletzte Ehrgefühl und dadurch, daß Preußen im Frieden von Tilsit kein Wort der Verwendung für ihn fand, mußte der alte Groll, den er schon längst gegen diesen Staat hegte, nur noch vermehrt werden. Der Verbindung mit Preußen schrieb der Herzog mit Recht das Unglück zu, welches sein Haus und sein Land betroffen hatte, und das war Grund genug, daß er sich hinfort zu dem berliner Hofe nicht hingezogen fühlte.

Vom Schlachtfelde hinweg eilte Friedrich Wilhelm, dem sein Ehrenwort, bis zum Frieden nicht gegen Frankreich zu fechten, die Freiheit verschafft hatte, nach Ottensen an das Sterbelager seines Vaters. Doch er kam um zwei Tage zu spät; und konnte dem theuren Vater nur noch zu Grabe folgen. Er war jetzt unbestreitbar der rechtmäßige Herrscher Braunschweigs. Aber das Land war von übermüthigen Feinden besetzt, und der neue Generalgouverneur Bisson gehörte zu den berüchtigsten Dieben der französischen Armee. In Verbindung mit einem Elsasser Juden plün-

*) Zum Beweise, daß Friedrich Wilhelm in Lübeck seine volle Schuldigkeit gethan, braucht nur angeführt zu werden, daß von seinem Regimente nur 100 Mann übrig blieben und daß selbst der Feind eingestand, bei Erstürmung des Burgthors 6000 Mann verloren zu haben. Auch rechtfertigte sich der gekränkte Fürst sofort wenigstens beim Könige, und so groß war die Macht der Wahrheit, daß selbst von einem der vornehmsten französischen Generale der wahre Hergang des Kampfes dargethan und alles, was zur Ehrenrettung des Herzogs dienen konnte, in öffentlichen Blättern bekannt gemacht wurde.

derte er das Land in schamloser Weise aus, das wie kaum ein anderes die Rache des Siegers fühlte. Bald sah Friedrich Wilhelm auch die letzte Hoffnung schwinden, in den Besitz des väterlichen Erbes zu gelangen. Denn in dem Frieden von Tilsit wurde weder seiner noch des Kurfürsten von Hessen gedacht. In der ersten Bestürzung kam der verlassene Fürst auf den Gedanken, sich in Person zu Napoleon nach Karlsbad zu begeben; allein bald überzeugte er sich, daß jeder Schritt bei dem übermüthigen Sieger vergeblich sein und nur die Ehre seines Hauses und sein gutes Recht verletzen würde. In diesem trüben Augenblicke zeigte sich die Größe seines heldenmüthigen Geistes im schönsten Lichte. „Könnte ich mich erniedrigen vor dem Usurpator," sagte er, „wie es Andre gethan haben, so ließe sich vielleicht noch etwas retten, wenigstens eine Entschädigung; denn dem Emporkömmling schmeichelt die Huldigung legitimer Fürsten; das sei aber fern von mir. Mag er vorerst seinen Raub behalten, es steht ein Höherer über ihm, der ihm das unrecht erworbene Gut wieder nehmen wird. Die Geschichte lehrt, daß die Ungenügsamkeit der Eroberer am Ende immer die Ursache ihres Falles wird. Sie spannen den Bogen so straff, bis er bricht; sie trotzen auf ihr Glück, bis es sie verläßt; sie ersteigen den Gipfel nur, um herabzufallen." Der Lauf der Zeiten sollte darthun, wie wahr diese prophetischen Worte des Herzogs waren. — Napoleon hatte die Bildung eines Königreichs Westfalen beschlossen, und seine große Uebermacht schien es ihm zu gestatten, die depossedirten Fürsten einfach zu ignoriren. Aber gerade darauf gründete Friedrich Wilhelm eine neue Hoffnung. Er hatte den Usurpator keinerlei Concessionen gemacht und war nur der Gewalt gewichen. Sein gutes Recht stand fest, wie die Berge Gottes, und sein männlicher Sinn sagte ihm, daß, was durch rechtlose Gewalt verloren sei, durch Gewalt, die sich auf gutes Recht stütze, in günstigerer Zeit wieder gewonnen werden könne. Es galt also, Gott und dem Rechte vertrauen und — sich aufs Warten legen.

Nach der Capitulation von Ratkau hatte der Herzog Friedrich Wilhelm einstweilen seinen Wohnsitz zu Blankenese an der Elbe genommen, nicht weit von Ottensen, wo die Leiche seines verstorbenen Vaters beigesetzt war. Als der Friede von Tilsit ihn der letzten Hoffnung beraubte, in sein Herzogthum eingesetzt zu werden, ging er zu seiner Schwiegermutter, der verwittweten Markgräfin Amalie Friederike von Baden, nach Bruchsal, wohin mit ihm auch die Herzogin Marie zurück kehrte, welche gleich nach der Schlacht von Jena mit ihren beiden Söhnen zu ihrer Schwester, der Königin von Schweden, geflohen war. Hier in Bruchsal war es, wo ihn ein neuer schwerer Schlag, der schwerste von allen, traf. Die edle Herzogin Marie, geknickt durch Reisestrapazen und Gemüthsleiden, starb dort am 21. April 1808, noch nicht 26 Jahr alt, an den Folgen einer zu frühzeitigen Entbindung. Dieser Verlust beugte den Herzog tief nieder und raubte ihm den letzten Trost, der ihm in schwerer Zeit geblieben war. Er hatte seine Gemahlin auf das zärtlichste geliebt und wurde eben so wieder geliebt. Mit ihrem Tode war alles dahin, was ihn mit dem Leben versöhnen konnte. Was ihm die edle Herzogin Marie gewesen und wie rein und groß sein Schmerz über ihren unersetzlichen Verlust war, spricht er selbst in einem Briefe vom 29. Mai 1808 an den Etatsrath von Zimmermann in folgender Weise aus: „Sie war es, die so manches Unangenehme mit mir theilte; durch sie wurde mir das Herbe weniger empfindlich; sie gab mir Freude, beruhigte meine Empfindungen und war in allen Lagen meine Zuflucht. Sie war die Einzige, welche alles über mich vermochte, mich leitete und warnte, daß ich manches nicht that, was ich nachher hätte bereuen können. Das meinem Herzen so unendlich theure Wesen habe ich verloren, und mit ihm alles, was mich an diese Welt fesselte. Meine gute Marie ist todt, und damit ist mir alles Uebrige gleichgültig.“ Der Herzog war trostlos. Hinfort bemächtigte sich seines Gemüths eine bittre und düstre Stimmung, und nur mit tiefem Groll vermochte

er an den Urheber seines persönlichen und des öffentlichen Leidens zu denken.

Nach dem Tode seiner Gemahlin zog sich Friedrich Wilhelm nach seinem Herzogthume Oels zurück und brütete Rachepläne. Und er war nicht der Einzige, dem die Schmach des deutschen Vaterlandes immer unerträglicher wurde. Während die Masse des deutschen Volkes, wenn auch den Franzosen tief abgeneigt, sich in stumpfer Resignation unter das Joch der Fremdherrschaft beugte, träumten alle hochherzigen Seelen, ihrer Zeit voranschreitend, von nichts als der Wiederherstellung Deutschlands. Gneisenau, Hardenberg, Scharnhorst, Stein, Arndt, Dörnberg, Katte, Schill, Nugent, Wallmoden, v. d. Decken — sie alle sannen auf den Sturz des korsischen Räubers und waren fest entschlossen, den Gedanken zur That werden zu lassen. Aber keiner haßte doch den Verwirrer Europas mit einem solchen Hannibalshasse, als der Welfenherzog. Von den Regierungen muß man leider sagen, daß sie die Zeit nicht erkannten oder nicht erkennen wollten. Nur in der wiener Hofburg machte man eine rühmliche Ausnahme und war entschlossen, den ungleichen Kampf wieder aufzunehmen. Ganz Oesterreich rüstete und war 1808 ein einziges großes Kriegslager. In der Kaiserstadt durchbrach der Haß gegen Napoleon in hohen und niedrigen Kreisen alle Schranken. Für Friedrich Wilhelm konnte es keine frohere Botschaft geben, als die Nachricht von Oesterreichs Erhebung. Noch ehe der Kriegsruf erschallte, hatte er sich mehrere Male verkleidet nach dem nördlichen Deutschland begeben, um dort persönlich die neuen Verhältnisse zu beobachten und Verbindungen anzuknüpfen. Wie einst Heinrich der Löwe von Bayern aus sich mitten im Winter mit wenigen Begleitern durch die Reihen der feindlichen Wächter nach dem belagerten Braunschweig schlich, wie sein Sohn, der Pfalzgraf Heinrich der Schöne, als 18jähriger Jüngling ein fast noch kühneres Wagniß durchführte, indem er von Neapel durch Griechenland, Ungarn und Böhmen in vermummter

Gestalt die Heimath zu erreichen wußte, so verstand auch Friedrich Wilhelm die Wachsamkeit der französischen Schergen zu täuschen. Während des Jahres 1808 wagte er es zu dreien Malen sich nach der Hauptstadt seines Landes zu begeben, um in Person die neuen Verhältnisse kennen zu lernen und alte Verbindungen mit seinen Getreuen zu befestigen. Jedesmal kehrte er in dem Gasthause „zum weißen Rosse" vor Braunschweig ein, dessen Besitzer Stäffe ihm treu ergeben war. Zuerst wanderte er als Handwerksbursche ein, dann kam er als Bauer, der Eier zur Stadt brachte, das dritte Mal reiste er unter dem Namen eines Banquier Poper aus Wien. Dieses letzte Mal fehlte nicht viel, daß die westfälische Polizei, die von seiner Anwesenheit unterrichtet war, sich seiner bemächtigt hätte. Nur mit Mühe gelang es den Biedermännern, welche sich seiner angenommen, ihn mit Gefahr des eignen Lebens in Sicherheit zu bringen. Aber des Vaters Schmach und blutigen Fall wie die eigene Beraubung und Unterdrückung zu rächen, war dem Herzoge kein Opfer zu schwer, keine Gefahr zu groß. Die Fehde, die er führte, galt der deutschen Sache und war zugleich ein Rachekrieg ganz persönlicher Art. Was er auf seinen Recognoscirungsreisen von der schnöden Willkür und Habsucht der Unterdrücker und von den Leiden des ausgeplünderten Volkes gesehen hatte, bestärkte ihn noch mehr in dem Entschlusse, abermals das Schwert gegen den gemeinsamen Feind aller Deutschen zu ziehen. Als der Krieg bevorstand, ging er nach Wien und schloß einen Vertrag mit Oesterreich (Febr. 1809), wonach er als „deutscher Reichsfürst" und als Verbündeter des Kaiserstaates ein Corps von 2000 Mann auf eigene Kosten zu werben hatte. Um dies Versprechen erfüllen zu können, verkaufte er Kunstschätze und preußische Staatsobligationen. Sodann fing er an, zuerst in Schlesien, und darauf, als in Berlin Beschwerden aus Paris einliefen, in Böhmen eine tapfere Schaar zu sammeln. Seine beiden Söhne ließ er zu sich nach Nachod kommen und sandte sie dann unter Begleitung eines Officiers durch Schlesien und

Pommern an die Küste der Ostsee, von wo sie über Schweden und Dänemark nach England entkamen. Nachdem sie in Sicherheit gebracht waren, hatte der Herzog freie Hand. Auch schienen die Zuckungen des Volksunwillens, welche sich überall in Norddeutschland spüren ließen, zu verkünden, daß die Zeit der Erhebung nahe sei.

Bereits vor dem Ausbruche des österreichischen Krieges hatten kühne Männer Großes gewagt und ihr Leben todesmuthig aufs Spiel gesetzt. Friedrich Karl v. Katte, preußischer Major a. D., hatte Magdeburg zu überrumpeln gesucht; der westfälische Oberst Wilhelm v. Dörnberg, Münsters Neffe, hatte den Aufstand in Hessen begonnen, und „ein gewisser Schill, auch eine Art von Räuber, der sich schon im letzten Preußenkriege mit Verbrechen bedeckt hatte," wie Napoleon meinte, war mitten im Frieden von Berlin aufgebrochen, hatte sich bis Stralsund durchgeschlagen und war bemüht gewesen, aus der geschleiften Festung ein zweites Saragossa zu machen. Alle diese vereinzelten Versuche, in Norddeutschland eine allgemeine Schilderhebung hervorzurufen und so auch Preußen zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind mit fortzureißen, waren mißglückt; aber Friedrich Wilhelm ließ sich dadurch nicht entmuthigen. Sich dem Sieger zu beugen oder in unkriegerischer Muße abzuwarten, bis fremdes Blut ihm sein gutes Recht erstritte, dazu besaß der Welfe zu viel fürstlichen und kriegerischen Stolz. Er wollte lieber in thätigen Kämpfen untergehn, als sich noch länger in der Geduld des Ertragens üben. So setzte er denn seine Werbungen durch begeisterte Aufrufe fort, und der Erfolg blieb nicht aus. Wackere Krieger eilten von allen Seiten herbei, und die Trümmer von den gescheiterten Unternehmungen eines Katte, Dörnberg und Schill flüchteten sich nach Böhmen zu dem kriegslustigen Herzog. Katte selbst und Dörnberg retteten sich, der letztere durch ein Knäuel romantischer Gefahren, zum Braunschweiger und wurden Führer seiner Todtenschaar.

Diese sollte ein fliegendes Corps bilden und bestand da-

her aus 2 Schwadronen Uhlanen, 1 Husarenregiment, 2 Jägerbataillons, 1 Compagnie Scharfschützen und einer Abtheilung reitender Artillerie mit 4 Geschützen. Eine stattliche Zahl von Officieren, die meist früher in preußischen und braunschweigischen Diensten gestanden hatten, stellte sich an die Spitze dieser muthigen Krieger. Ein einfacher schwarzer Waffenrock mit blauen Aufschlägen, schwarzes Lederzeug und ein Tschako von gleicher Farbe, den ein dunkler Federbusch und ein weißer Todtenkopf schmückte, gab dem Freicorps ein zugleich ernstes und bedeutsames Aussehen, das zu dem Namen „Legion der Rache" wohl paßte. Besonders der weiße Todtenkopf am schwarzen Tschako sollte ein Symbol des Sinnes sein, der diese Krieger belebte. Im Kampf um die verlorene Ehre des Vaterlandes sollte jeder sich dem Tode weihen und das Leben bereitwillig in die Schanze schlagen. Von diesem Geiste war vor allem der Anführer des Rachecorps, der Herzog Friedrich Wilhelm, erfüllt. Er war fürwahr kein zu verachtender Gegner. Ein tapferer, verwegener Soldat, im rüstigen Mannesalter von 38 Jahren, auch äußerlich eine stattliche ritterliche Erscheinung, dabei von feurigem Temperament und von schlichtem, schmucklosen Wesen, verstand er es sehr gut, Männer von gleicher Gesinnung heranzuziehn und zu fesseln. In seinem einfachen, schwarzen Waffenrock, seiner tuchenen Feldmütze, den blanken Säbel umgeschnallt, stand er unter seinen Leuten anspruchslos und doch gebietend und allverehrt da; denn er theilte die Mühen und Entbehrungen des letzten Soldaten und machte ihn durch sein Beispiel fähig zu den schwersten Diensten.

Die ersten Feindseligkeiten fielen am 21. Mai vor, als Friedrich Wilhelm nach Ueberschreitung der böhmischen Grenze die sächsische Stadt Zittau besetzte. Da die gesammte sächsische Kriegsmacht an der Donau gegen Oesterreich kämpfte, so hatte der sächsische Obrist Thielemann nur ein Corps von 2500 Mann gegen die Grenze vorgeschoben. Gegen diese galt es zunächst zu operiren. Nach manchen hitzigen Gefechten rückten die Schwarzen am 11. Juni in

Dresden ein. Da es dem Herzoge darauf ankam, den Krieg zum wirklichen Volkskriege zu erheben, so erließ er einen begeisterten Aufruf an die ihm entgegenrückenden westfälischen Krieger. „Ihr Deutschen," rief er ihnen zu, „wollt Ihr gegen Deutsche fechten? Ihr, deren Eltern, Schwestern und Brüder von den Franzosen gemißhandelt wurden, wollt Ihr eben diese Fremdlinge mit Eurem Blute schützen? Hessen, Preußen, Braunschweiger, Hannoveraner und Ihr alle, die Ihr den hehren Namen Deutsche führt, eilt herbei, mit uns Deutschlands Schmach an seinem Unterdrücker zu rächen." Allein dieser Aufruf hatte keinen großen Erfolg. Nur von dem Vortrabe der Westfalen gingen einige Krieger, die mit dem strengen Führer grollten, zu dem Braunschweiger über; im Uebrigen blieb der Aufruf wirkungslos, und der deutsche Sinn, an den der Herzog sich wandte, schien gar nicht zu existiren. Auch Braunschweig regte sich nicht, denn die begeisterten Worte des Herzogs hatten bei den Meisten mehr niederschlagend, als aufmunternd gewirkt.

Indessen nahmen die Operationen des Herzogs den glücklichsten Fortgang. Da ein österreichisches Corps unter dem General Am Ende seinen Truppen zu Hülfe gekommen war, so vermochte man den vereinigten Sachsen und Westfalen die Spitze zu bieten, und wenn der Herzog sich auch durch die Langsamkeit und Unentschlossenheit des österreichischen Anführers vielfach gehemmt sah, so daß der Krieg oft „Am Ende" zu sein schien, so hatte die gute Sache doch manchen Sieg zu verzeichnen, besonders als an die Stelle des bedenklichen österreichischen Generals Am Ende der tapfere und umsichtige Feldmarschall-Lieutenant von Kienmayer trat. Bis tief in Franken hinein hatten die Verbündeten ihre Waffen getragen, fast ganz Sachsen war in ihrer Gewalt, Dresden, das die Westfalen, als es von den Oesterreichern verlassen war, besetzt hatten, war wieder genommen, zwei feindliche Armeecorps waren das eine bis an die Donau, das andere bis tief nach Thüringen zurückgedrängt, und eine

Erhebung Norddeutschlands war fast mit Gewißheit vorauszusehen. Da, als Herzog Friedrich Wilhelm endlich am Ziele seiner feurigsten Wünsche zu sein schien, erscholl die traurige Kunde von dem Waffenstillstande zu Znaim, dem später der Friede von Wien folgte. Oesterreich war am 5. und 6. Juli in der Schlacht von Wagram abermals erlegen, und dem Herzoge schien nichts übrig zu bleiben, als dem Vorschlage des Feldmarschalls Kienmayer zu folgen und, auf seine Stellung als Reichsfürst verzichtend, an den Friedensverhandlungen Theil zu nehmen.

Schwere Gedanken peinigten die hohe Heldenbrust des Welfen. Sollte er nach so viel Mühen und Anstrengungen, nach so glänzenden Waffenthaten abermals das Schwert aus der Hand legen und den Kampf gegen den wälschen Usurpator einstellen? Sein Entschluß war bald gefaßt: Kein Friede mit dem Unterdrücker!

Der Kaiser schlug zum Frieden ein,
Doch Herzog Wilhelm spricht:
„Wollt ihr des Teufels Diener sein,
Bei Gott! ich bin es nicht.

„Und drängt ein dreifach Kaiserheer
Auf meine Schwarzen an,
Ich trag des Löwen scharfe Wehr,
Ich bin, wie er, ein Mann.“

„Ich geb nicht auf mein Väterschloß
Und meiner Ahnen Stadt,
Bis Kriegsgezeug und feindlich Roß
Mein Herz zertreten hat.“

Noch gab es mehr, als einen Ausweg, um eine schimpfliche Unterwerfung zu vermeiden. Wollte der Herzog nur auf sich selbst Rücksicht nehmen, so konnte er durch Preußen der Ostseeküste zueilen und sich dort nach England einschiffen. Allein in diesem Falle mußte er sein kleines Heer opfern, unter dessen Führern manche so schwer compromittirt waren, daß Preußen den Durchzug der Schwarzen nicht gestatten konnte. Der Herzog beschloß daher, sein tapferes Corps nicht aufzulösen, sondern sich mit demselben zur Wesermündung durchzuschlagen, um

von da auf bereitliegenden Schiffen nach England überzusetzen. Dieser Entschluß, den er dem versammelten Officiercorps am Morgen des 24. Juli auf einer Wiese bei Zwickau vorlegte, wurde von der Mehrzahl mit Enthusiasmus aufgenommen. Jedoch 43 Officiere, die meist früher in preußischen Diensten gestanden, machten von der Allen ertheilten Erlaubniß Gebrauch und kehrten in ihre Heimath zurück. Den Treugebliebenen schwur der Herzog in der heiligen Frühe des Tages unter Gottes freiem Himmel, „daß er Keinen vergessen und seinen letzten Bissen Brot mit ihnen theilen werde." Dann wurde sofort Generalmarsch geschlagen und auf der leipziger Straße statt nach Böhmen fortmarschirt. Zu Goßnitz, zwei Stunden von Zwickau, wurde Halt gemacht. Der Herzog trat zu den Unterofficieren und Gemeinen, eröffnete auch diesen sein Vorhaben und forderte sie in glühenden, zum Herzen dringenden Worten auf, ihm zu vertrauen und sich tapfer zu halten. Ein begeisterter Ruf: „Wir bleiben beim Herzog, wir wollen mit ihm leben und sterben!" war die Antwort. Doch fanden sich auch unter den Gemeinen 200 Mann, welche, da ihnen volle Freiheit gelassen wurde, um ihren Abschied baten. An ihrer Stelle wurden 300 Rekruten eingereiht, welche bislang ohne Montur dem Corps gefolgt waren. Dann wurde sofort weitermarschirt, da alles auf schnelle Bewegung ankam.

Das Unternehmen des Herzogs, das nun allgemein bekannt wurde, war nicht so hoffnungslos, als es zaghafteren Naturen erscheinen mochte. In der Nähe war kein Feind zu fürchten. Die Sachsen unter Thielemann dachten an keinen Angriff, da der Waffenstillstand jede Erneuerung der Feindseligkeit verbot. Auch war überall geflissentlich das Gerücht ausgestreut, daß die Schwarzen auseinander gegangen wären. So lag der ganze Weg bis Braunschweig offen da, wenn man nur die Nähe des stark besetzten Magdeburg vermied. Von Braunschweig aus aber hatte man nur einen Feind zu bestehen, den westfälischen General Reubel, der mit 6000 Mann zwischen Bremen,

Celle und Lüneburg umherzog, um einer etwaigen Landung der Engländer zu begegnen. Da alle diese Verhältnisse dem Herzoge sehr wohl bekannt waren, so beschloß er, sie durch schnelles Handeln auszunutzen. Schon am 25. Juli stand er, Allen unerwartet, mit seinen Schwarzen vor Leipzig. Hier kam es zu dem ersten Gefecht mit ein paar sächsischen Schwadronen, die bald geworfen wurden. An demselben Tage wurde bei Borna von 2 jungen Officieren und 13 Husaren ein sächsischer Transport von 18 vierspännigen Wagen mit Militäreffecten und 14,000 Thalern, der unter 50 Mann Bedeckung auf der Straße nach Dresden abgegangen war, eingeholt und aufgehoben. Der gelungene Ueberfall erregte bei den Schwarzen großen Jubel und wurde als ein günstiges Zeichen für den Fortgang der guten Sache angesehn. Am folgenden Tage wurde Leipzig besetzt und eine Contribution von 17,000 Thalern und 50 Pferden erhoben. Dann ging es rasch weiter auf Halle, wo der Herzog von den Studenten mit gränzenlosem Jubel empfangen wurde, und von dort ins Mansfeldische. Indessen zogen bereits von allen Seiten die Feinde herbei, um dem Herzoge den Weg zu verlegen, Gratien von Erfurt, Reubel von Bremen, Meyronnet von Magdeburg. Um die Gegner über die Richtung seines Marsches zu täuschen, entsandte der Herzog starke Detachements rechts und links nach Magdeburg und Merseburg. Doch Meyronnet, der nächste Feind, ließ sich nicht irren, sondern besetzte Halberstadt, das die Schwarzen nicht umgehen konnten. Hier mußte also durchgebrochen werden. Ueber 3000 Mann war das westfälische Regiment stark, das Halberstadt besetzt hielt. Nur 2000 Mann hatte der Herzog entgegenzustellen. Doch war der Angriff unwiderruflich beschlossen, da es nicht gerathen war, einen so starken Feind im Rücken zu lassen. Am 30. Juli gegen Abend langte die Todtenschaar vor Halberstadt an und ging sogleich zum Angriff über. Der Kampf, der jetzt entbrannte, war eben so blutig, als glorreich. Nachdem es endlich gelungen war, das Kühlingerthor zusammenzu-

schießen, drang der Herzog an der Spitze seiner Schwarzen mit dem Feldgeschrei „Sieg oder Tod!“ in die geöffnete Stadt. Kaum waren die Braunschweiger mit den sich hartnäckig vertheidigenden Westfalen zum Handgemenge gekommen, so stürzte ein westfälischer Officier Namens Petersen, der früher als Postschreiber in Altona manche Wohlthat vom Herzoge genossen, auf diesen los und feuerte eine Pistole auf ihn ab. Zum Glück fehlte die Kugel ihres Ziels, und der Angreifer wurde von dem dicht neben dem Herzog kämpfenden Jäger Oppenberg auf der Stelle niedergehauen. Es entwickelte sich nun ein hartnäckiger Straßenkampf, wobei der Herzog, ungeachtet des heftigen Kugelregens, mitten unter den Seinen blieb und sie durch lautes Zureden anfeuerte. Eigenhändig trug er sogar mit einem Jäger ein Faß mit Patronen, aus welchem die Feinde sich immer neue Munition holten, aus dem feindlichen Bereiche hinweg. Die Westfalen vertheidigten sich auf den Straßen und in den Häusern mit einem Muthe, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Doch entschied die Uebermacht der Schwarzen an Reiterei und Geschütz, und als die Nacht anbrach, hatten sich sämmtliche Feinde ergeben, ausgenommen die Besatzung eines großen Hauses, die erst am andern Morgen zur Uebergabe gezwungen wurde. Beschleunigt war der Sieg dadurch, daß der feindliche Oberanführer, Oberst Meyronnet, von zwei Heldenjünglingen, den Brüdern von Girsewald, Angesichts vierhundert Mann der Seinigen gefangen genommen war.

Das ganze westfälische Regiment war vernichtet. Gegen 1000 Mann lagen todt oder verwundet auf den Gassen, 2000 Soldaten und 82 Officiere waren gefangen, und nur wenige Mannschaften waren durch eine unbewachte Pforte entkommen. Aber auch dem Herzoge hatte der Sieg 300 Mann an Todten und Verwundeten gekostet. Am tiefsten schmerzte es ihn, daß er die meisten seiner Verwundeten zurücklassen und der Gnade des Feindes empfehlen mußte.

Am Sonntag den 30. Juli brachen die Schwarzen zum weiteren Zuge auf, an der Spitze die westfälische

Militärmusik. Als sie sich der braunschweigschen Grenze näherten, eilte der Herzog, nur die Hautboisten mit sich nehmend, Allen voraus. Er wollte der Erste sein, der den heimathlichen Boden beträte. Sobald das nachrückende Corps an der Grenze ankam, erscholl das Vaterlandslied: „Heil dir im Siegerkranz." Der Herzog ließ darauf Halt machen, trat in die Mitte seiner Krieger und redete sie mit folgenden, fast von Thränen erstickten Worten an:

„Kameraden! Bis hierher half uns Gott der Herr: dem Vater in der Höh sei Ehr! Ja, Kameraden, Gott und Eurer Bravheit verdanke ich die himmlische Freude, die väterliche Erde wieder betreten zu können. Der Himmel ist doch nirgends so blau, als da, wo wir ihn zum ersten Male erblickten. Ihr tapfern Soldaten, Ihr braven treuen Menschen! Ihr verließt die väterliche Heimath, um einem durch Gewalt mishandelten Fürsten sein ihm geraubtes väterliches Erbtheil wieder erobern zu helfen. Diese Liebe und Anhänglichkeit wird Euch einst belohnt werden. Jetzt nehmet meinen Dank, den innigsten, den je ein Mensch empfangen. Auf dieses Schwert hat jeder von Euch Anspruch, so wie auf dieses Haupt (bei diesen Worten entblößte der Herzog das Haupt). Mein Herz ist Euer, und von diesem Augenblick an betrachte ich Euch alle wie meine Kinder." Aus tausend Kehlen erscholl die Antwort: „Es lebe unser Vater!" So betrat Friedrich Wilhelm sein angestammtes Land.

In dem Dorfe Hessen, wo eine unzählige Volksmenge den Herzog begrüßte, wurde die nächste Nacht zugebracht. Am 31. Juli gegen 11 Uhr erreichte man Wolfenbüttel. Hier wurden die westfälischen Gefangenen entlassen. Hier erhielt der Herzog auch durch den von einer geheimen Sendung an die Seeküste zurückkehrenden Kapitain von Oppen die Nachricht, daß vor der Weser Schiffe des Herzogs warteten, um seine Einschiffung zu bewerkstelligen, und daß Obrist von Dörnberg, der den Capitain von Oppen begleitet hatte, sich nach England begeben habe, um dort die Aufnahme des Corps vorzubereiten.

Der Einzug des Herzogs in seine Residenz glich einem Triumphzuge. Da der sorgliche Fürst jede überschwengliche Demonstration, welche der Stadt nach seinem Abmarsche nur Verlegenheit bereitet haben würde, zu vermeiden wünschte, so hatte er es so eingerichtet, daß er erst um 10 Uhr Abends in Braunschweig eintraf. Dennoch konnte er den Freudenausbrüchen der ihm entgegenjauchzenden Menge nicht wehren. Die Straße von Wolfenbüttel nach Braunschweig, obgleich zwei tüchtige Stunden lang, war von Menschen so überfüllt, daß das Corps seinen Marsch nur langsam fortsetzen konnte. Je näher der Herzog der Stadt kam, desto dichter wurde das Gedränge, desto lauter erscholl der Jubel. Umwogt vom freudetrunkenen Volke, betrat Friedrich Wilhelm am Abend des 31. Juli beim Fackelscheine durch das Augustenthor die Stadt, während der größte Theil des Corps seinen Weg um die Stadt zum Petrithore nahm. Denn schon war die Kunde eingetroffen, daß General Reubel mit seinem Corps von Celle her in Eilmärschen heranziehe. Deshalb ordnete der Herzog an, daß seine Truppen auf den abgetragenen Festungswällen am Petrithore ein Bivouac beziehen sollten. Er selbst begab sich zunächst nach dem herzoglichen Schlosse, dem Orte seiner Geburt, der Wiege seiner Kindheit. Er fand hier alles verändert, denn der König von Westfalen ließ bauen, und die meisten Gemächer waren unbewohnbar. Nur die Wohnzimmer seiner Mutter waren unangetastet geblieben. Schweigend schritt der Herzog durch die leeren, ungewohnten Räume. Dann verließ er Schloß und Stadt und zog sich vor das Petrithor zurück, wo er mitten zwischen seinen Getreuen die Nacht unter freiem Himmel auf einem Strohlager zubrachte.

Als der Morgen des folgenschweren 1. Augusts anbrach, zogen viele Braunschweiger hinaus vors Thor, um sich ihren heldenmüthigen Herzog und sein Rachecorps im Tageslichte näher zu betrachten. Das Aeußere desselben war sehr umgewandelt. „Seine alten Bekannten," sagt ein Augenzeuge, „erkannten den Herzog kaum wieder.

Finsterer Ernst lagerte auf dem von Kummer und Gram gefurchten Angesichte. Von der fröhlichen Laune früherer Jahre fand man keine Spur mehr in dem ernsten Blicke. Ein starker brauner Knebelbart und ein noch stärkerer Backenbart überschatteten das von der Sonne verbrannte Gesicht und standen im grellsten Contrast mit den weißen Augenbrauen. Die Kleidung war ein einfacher schwarzer Polrock; den kleinen Stern des schwarzen Adlerordens sah man kaum unter dem Bandelier, an dem der Säbel hing, hervorschimmern. Eine ganz unverzierte Mütze bedeckte das von schweren Sorgen belastete Haupt."

Es liegt auf der Hand, daß es nicht des Herzogs Absicht sein konnte, sich in seiner Residenz festzusetzen und dieselbe gegen die heranziehenden feindlichen Truppen zu vertheidigen. Dennoch gebot es die Klugheit, eine Proclamation zu erlassen, in welcher er gegen die widerrechtliche Usurpation der Fremdherrschaft protestirte und von seinem Lande feierlich Besitz ergriff. Daran schloß sich ein Aufruf an das Volk, in welchem er für die Befreiung desselben zu kämpfen versprach. „Braunschweiger!" hieß es in demselben, „Ihr hattet einen Fürsten, der Eurer und Deutschlands Stolz war. Ich schweige von seinem Ruhme; denn sein Andenken lebt in Euren Herzen. Ich bin sein Sohn; Ich fühle, welche Verpflichtungen Mir dieser Name auferlegt, und Ich thue vor Gott und der Welt das feierliche Gelübde, seiner werth zu sein, ja Euer Freund und Wohlthäter zu werden, wie er es war. Aber noch ist es Mir nicht vergönnt, in friedlicher Ruhe die Wunden zu heilen, welche eine tyrannische Regierung Euch schlug; noch müssen wir kämpfen um das Glück unserer Wiedervereinigung und um die Dauer dieses Glücks." Wenn er dann die Aufforderung hinzusetzte, einerseits zu den Waffen zu greifen, andrerseits die jetzt angestellten Beamten, welche vorläufig unter seinen Augen ihr Amt fortführen würden, zu ehren, so war das nur eine Kriegslist, wodurch er den heranbringenden Feind über seine wahren Absichten zu täuschen suchte. Eine wirkliche Erhebung des Volks wurde von

dem Herzog weder erwartet, noch beabsichtigt. Dennoch traten gegen 200 Männer und Jünglinge in das schwarze Rachecorps ein, das dadurch jedoch kaum auf 1500 Mann anwuchs.

Kaum war die Mittagsstunde vorüber, als der Herzog die Kunde erhielt, daß der Feind von zwei Seiten in Eilmärschen herannahe. Von Süden zog Gratien mit seinen Holländern heran und hatte mit dem Vortrabe fast Wolfenbüttel erreicht, von Norden nahte Reubel mit den Westfalen und war bereits über Ohof hinaus gedrungen. Eile war jetzt nothwendiger, als je. Nur wenn Reubel, ehe Gratien herankam, so geschlagen wurde, daß er den Schwarzen die Straße nach Norden frei lassen mußte, war auf Rettung zu hoffen. Ein Erfolg gegen diesen dreifach überlegenen Feind war aber nur dann zu hoffen, wenn die kleine Schaar durch ein günstiges Terrain unterstützt wurde. Der Herzog, der dies richtig erkannte, traf demgemäß seine Dispositionen. Er concentrirte seine ganze Macht zwischen der Stadt und dem etwa eine halbe Stunde entfernten Dorfe Delper. Gegen die Ausgänge dieses Dorfes, aus denen der Feind hervorbrechen mußte, waren 4 Geschütze gerichtet; die Jäger, die hinter Gräben und Hecken postirt waren, verstärkten diese Stellung, die auch noch den großen Vorzug hatte, daß sie rechts durch die Oker gedeckt wurde, so daß eine Umgehung von dieser Seite unmöglich war. Die linke Flanke nach dem Pawelschen Holze hin deckten die Husaren und Uhlanen, durch welche zugleich die nach Hannover führende Straße beobachtet wurde. So erwartete der Herzog den Angriff des Feindes. Drohender als je war die Gefahr. Aber gläubigen Gemüths vertraute Friedrich Wilhelm auch jetzt dem höchsten Lenker der Menschenschicksale. Vor Beginn des Kampfes stimmte er mit seinen Getreuen das schöne Glaubenslied an, das sich unter Nr. 348 im braunschweigschen Gesangbuch findet:

Dir trau ich Gott und wanke nicht,
Wenn gleich von meiner Hoffnung Licht

Der letzte Funke schwindet.
Mein Helfer und mein Gott bist Du,
Durch den mein Herz doch endlich Ruh
Und Freude wieder findet.
Von jeher hast Du mich geführt
Und meines Wandels Lauf regiert,
Mit segensvoller Vaterhand
So manche Noth hinweggesandt.
Unendlicher!
Ich traue auf Dich,
Du leitest mich,
Ich kämpf und siege, Gott, durch Dich.

Jetzt war die kleine Heldenschaar gerüstet, und der Kampf konnte beginnen. Der Angriff erfolgte gegen 5 Uhr Nachmittags von Oelper aus. So sehr sich die Westfalen aber auch bemühten, aus diesem Dorfe vorzudringen, um sich dann auf offenem Felde zu formiren und auf den schwächern Feind zu werfen, so wollte ihnen dies doch nicht gelingen. Die Geschütze der Artillerie und das Tirailleurfeuer der Jäger empfingen sie stets mit so wohlgezielten Schüssen, daß sie immer wieder zurückweichen mußten und keine feste Position gewinnen konnten. Nun führte der Herzog seine Schwarzen gegen das Dorf, um den Feind daraus zu vertreiben. Schon ist das Dorf fast erreicht, als das Pferd des Herzogs, durch eine feindliche Kugel getroffen, todt zusammenstürzt.*) Entsetzt machen die Schwarzen Halt; kaum aber nehmen sie wahr, daß der Herzog sich unversehrt erhebt, als es muthig vorwärts geht. Der Eingang des Dorfes war kaum erreicht, da, zwischen den ersten Häusern, sank der tapfere Führer des zweiten Jägerbataillons, Capitain von Rabiel, von einer Kugel durchbohrt, todt zur Erde. Abermals stutzten die Schwarzen, und die Leiche des Führers mit sich nehmend, wichen sie langsam zurück. Oelper blieb in den Händen des Feindes. Eine Beschießung des Dorfes mit grobem Geschütz verbot dem Herzog die Liebe zu seinen Unterthanen.

*) Im Jahre 1845 ließ Se. Hoheit, der jetzt regierende Herzog Wilhelm, vor Oelper, etwa 2—300 Schritte von der Stelle, wo seinem glorreichen Vater das Pferd unter dem Leibe getödtet wurde, ein Denkmal errichten.

Andrerseits mislang aber auch der Angriff, den Reubel auf den linken Flügel des Herzogs machte. Seine Kürassiere, die er hier vorgehen ließ, fanden die braunschweigschen Uhlanen und Husaren so wenig geneigt, ihnen das freie Feld zu lassen, daß sie nach unbedeutendem Gefecht zurückgingen und sich nicht wieder sehen ließen. Damit hörte der Kampf auf. Die Lauheit der Westfalen und die einbrechende Dunkelheit machte ihm ein Ende. Das Treffen hatte dem Herzog 22 Todte und über 60 Verwundete gekostet, während der Verlust des Feindes sich auf 300 Mann belief.

Eine Entscheidung war nicht herbeigeführt, und die Lage des Herzogs hatte sich nicht verbessert. Im Gegentheil, sie war schlimmer geworden. Verharrte Reubel in seiner Position, so mußten die Schwarzen, da auch Gratien mit jeder Stunde näher rückte, bald zwischen zwei Feuer gerathen. Dazu kam, was freilich streng verheimlicht wurde und nur wenigen Vertrauten des Herzogs bekannt war, daß die Munition der Schwarzen fast verschossen war. In gewisser Weise läßt es sich bei dieser Lage der Dinge entschuldigen, daß in der Nacht, die auf das Gefecht von Oelper folgte, viele Officiere in den Herzog drangen, eine Capitulation einzugehn, um sich und den Seinigen wenigstens das nackte Leben zu retten. Zum Glück blieb Friedrich Wilhelm standhaft und gab auch dann nicht nach, als ihm der Vorschlag gemacht wurde, er möge für seine Person das Corps verlassen und sich allein nach England zu retten suchen, während Bernewitz als ältester Officier eine Capitulation abschließen sollte, welche jetzt vielleicht noch unter günstigen Bedingungen zu erhalten sei. Als der Herzog von diesem Vorschlage in Kenntniß gesetzt wurde, sprang er unwillig von seinem Lager auf und erklärte, ihn zornig zurückweisend, daß er sein gegebenes Wort nicht brechen werde; er halte es für ehrenvoller, kämpfend unterzugehn, als schmachbedeckt länger zu leben. Wer ihm nicht weiter folgen wolle, möge ihn verlassen; er wolle niemand halten. Mit den ihm treu Bleibenden

werde er auch ferner jede Gefahr theilen. Darauf forderten 16 Officiere ihren Abschied, den sie auch augenblicklich erhielten; aber sie sollten ihren Entschluß gleich darauf bitter bereuen. Denn in derselben nächtlichen Stunde, wo diese Verhandlungen gepflogen wurden, kam die Nachricht, daß die Straße nach Norden frei sei. Reubel hatte sich zurückgezogen.

Der Rückzug des Feindes war so auffallend, daß man ihn anfangs nur als eine Kriegslist ansah. Auch wollte es Reubel später nicht gelingen, diesen Schritt seinem argwöhnischen Hofe gegenüber zu rechtfertigen. Gleichwohl hatte er seine guten Gründe. Einmal hielt Reubel das Corps des Herzogs für stärker, als es war. Sodann bemerkte er unter den Schwarzen, selbst unter den am weitesten vorgeschobenen Tirailleurs, zahlreiche Bürger und Bauern, welche aus Theilnahme für ihren Herzog dem Kampfe zuschauten. Ja, vom ölperschen Thurme aus konnte man auf den hohen Wällen der Stadt dichte Volkshaufen wahrnehmen, welche alle die Partei der Schwarzen ergriffen zu haben schienen. Der westfälische General brachte offenbar diese auffallende Erscheinung in Verbindung mit dem Aufrufe des Landesherrn und schloß daraus auf die ausgedehnteste Theilnahme der Braunschweiger an den Kämpfen ihres Landesherrn. Da er nun mit begeisterten Volkshaufen sich in ein Gefecht einzulassen keinen Beruf fühlte und außerdem in seine Westfalen kein allzu großes Vertrauen setzte, so ging er bis Schwülper zurück, setzte hier über die Ocker und zog am folgenden Tage im weiten Bogen gegen Braunschweig heran, um sich hier erst mit Gratien zu vereinigen, dessen Vortrab am 1. August schon über Wolfenbüttel vorgedrungen war, und dann mit vereinten Kräften den Kampf fortzusetzen.

Als sich die Nachricht von Reubels Rückzuge bestätigte, ließ der Herzog in der Frühe des 2. August zum Aufbruch blasen. Am 3. August langte er über Peine in Hannover an, wo vier Geschütze und mancherlei Effecten erbeutet wurden. Von dort ging es weiter über Nienburg

nach Hoya, wo man am 4. Auguſt gegen Mitternacht anlangte. Kaum war am andern Morgen die Weſerbrücke abgebrochen, als auch ſchon Reubels Vortrab erſchien. Die Diviſion Gratien war zum Glück nicht unter den Verfolgern, ſondern auf die Nachricht von der engliſchen Expedition gegen Walchern bei Nienburg umgekehrt und nach Holland aufgebrochen. Dennoch hielt der Herzog es für nöthig, den Feind von ſeinen Spuren abzuleiten, und detachirte daher von Syke aus ein Corps von 60 Huſaren, 60 Jägern und 2 Kanonen nach Bremen, welche Truppe ſich erſt auf Helgoland wieder mit ihm vereinigte. Das Hauptcorps marſchirte ins Oldenburgſche und traf am Abend des 5. Auguſt bald nach 6 Uhr in Delmenhorſt ein. Gleich nach Mitternacht ging der Marſch weiter nach Huntebrück, wo die Hunte, ein Nebenfluß der Weſer, überſchritten werden mußte. Bei der Dunkelheit der Nacht war der Marſch auf den Weſerdämmen ſo gefährlich, daß mehrere Menſchen durch das Umſtürzen von Wagen ihr Leben verloren. Dazu waren Roſſe und Reiter ſo ermüdet, daß man nur langſam vorwärts rückte. Schlaftrunken hingen die Reiter auf den erſchöpften Pferden, und wenn auf den hohen und ſchmalen Dämmen, wo man nur wie im Gänſemarſch hintereinander reiten konnte, ein Pferd ſtille ſtand, ſo ſtockte der ganze Zug, ohne daß die Reiter es merkten, weil alle ſchliefen. Bei Huntebrück ging das Corps mittelſt einer Fähre über den Fluß und ſetzte ſogleich, nachdem das Kabeltau abgehauen war, den Marſch weiter fort. Am 6. Auguſt Morgens zwiſchen 7 und 8 Uhr ſprengten die erſten ſchwarzen Huſaren in den oldenburgſchen Flecken Elsfleth und forderten, daß ſofort die dort befindlichen kleinen Transportſchiffe zur Aufnahme des Corps in Bereitſchaft geſetzt würden. Da dieſe jedoch nicht hinreichten, um das ganze Corps aufzunehmen, ſo mußte die Cavallerie und ein Theil der Infanterie noch weiter marſchiren nach dem einige Stunden unterhalb Elsfleth liegenden Flecken Brake, um dort ihre Einſchiffung zu bewerkſtelligen.

Friedrich Wilhelm blieb in Elsfleth und betrieb hier die ganze Nacht hindurch mit Eifer die Herbeischaffung der nöthigen Schiffe und eines für das ganze Corps auf 14 Tage berechneten Proviants. Kaum daß er sich Zeit nahm, da es unaufhörlich regnete, trockene Wäsche anzuziehen und eine Viertelstunde auf dem Sopha zu ruhn. Ein Bett verschmähte er, es seinem Diener überlassend. Da die Vorbereitungen ihm zu langsam gingen, wurde er zornig und trieb zur Eile. Als dann einer der Anwesenden ihm wohlmeinend rieth, auf seine persönliche Sicherheit Bedacht zu nehmen und mit dem ersten Segelschiffe abzufahren, trat er einen Schritt zurück und sagte ernsthaft: „Wofür halten Sie mich? Glauben Sie, daß ich meine Leute verlassen werde?“ Endlich am 7. August beim Grauen der Morgendämmerung begann die Einschiffung, und so stürmisch die Vorbereitungen dazu gewesen waren, in so guter Ordnung wurde sie zu Ende geführt. Als alle Truppen an Bord waren, dankte Friedrich Wilhelm den oldenburgischen Behörden für ihre Mitwirkung und bestieg dann, von allen Kriegern der Letzte, eine Segeljölle aus Vegesack, auf welcher er nach der neunten mehr oder weniger durchwachten Nacht sogleich in tiefen Schlaf sank. Aber auch jetzt war die Gefahr noch nicht vorüber; denn dänisches Geschütz, das von Cuxhaven kam, folgte an der Mündung der Weser den Schiffen bis Imsum, sie aufs heftigste beschießend. Fast zwei Stunden lang setzten die Dänen die Kanonade fort, doch wurde kein Schiff von ihren Kugeln getroffen, von denen allein 40 gegen die Brigg gerichtet wurden, die der Herzog bei Brake bestiegen hatte. Am Ausgange des Stromes, wo Lord Stuart mit einer Flotille harrte, waren die Tapfern endlich in Sicherheit.

Stolz trug die blaue Wogenflut
Die tapfre Heldenschaar,
Ein unbezahlbar deutsches Gut,
Wie Horst und Hengst es war.
Britannia war ihr Asyl,
Bis vor des Rächers Blick
In Staub des Wüthrichs Reich zerfiel,
Da gabs den Schatz zurück.

Man hat den Zug des Herzogs von der böhmischen Grenze bis an die Küsten der Nordsee vielfach getadelt als eine nutzlose Verschwendung von Geld und Mannschaft. Und es ist wahr, Schweiß und Blut der Edlen hat es gekostet, daß der heldenkühne Herzog, von 15,000 Feinden verfolgt, die wenigen ihm treu gebliebenen Krieger in 14 Tagen, unter mehren sieghaften Gefechten, 62 Meilen weit in Sicherheit führte. Dem kleinen Staate Oldenburg erwuchsen aus der Einschiffung in Elsfleth und Brake 20,000 Thaler Kosten, und selbst an seinem Privateigenthum ist mancher durch die Heldenthaten der Schwarzen beschädigt. Das forderte natürlich die Kritik des feigen und feilen Philisters heraus. Für die muthlose Weltklugheit jener Tage waren solche Männer und solche Thaten nicht. Sie empörte sich über des Herzogs tollkühnes und eigenmächtiges Auftreten, nahm aber daneben die französischen Bubenstreiche als etwas hin, das sich von selbst verstehe. Aber alle diejenigen, welche an der Zukunft Deutschlands noch nicht verzweifelten, richteten sich auf an der Heldenthat eines Fürsten, der, jeder Ungunst der Lage spottend, mit seiner schwarzen Racheschaar dem zehnfach überlegenen Feinde entgegentrat und im äußersten Falle entschlossen war, lieber zu sterben, als vor dem Unterdrücker des Rechts und der Freiheit die Waffen zu strecken. Seit Blüchers tapferm Widerstande in Lübeck, wobei Friedrich Wilhelm eine so hervorragende Rolle spielte, hatte es keine Heldenthat gegeben, welche so bedeutungsvoll, wie diese, in die innere Entwicklung Deutschlands eingriff. So nichtig auch die Resultate waren, die der Zug der Schwarzen für die äußere Geschichte der nächsten Gegenwart ergab, so wohlthätig wirkte er auf die moralische Kräftigung des deutschen Volks und auf die Erweckung des Freiheits- und Rechtsgefühls. Hatte die entnervte Welt doch an dem Herzoge und seiner schwarzen Racheschaar ein glänzendes Beispiel vor Augen, was Männer vermögen, welche, erhaben über Gemeinheit und Niederträchtigkeit, nur dem Rufe der Pflicht und Ehre folgen, und daß es dem Muthigen gelingt, siegreich

die größten Gefahren zu bestehen und den Ring der Uebermacht zu durchbrechen. Friedrich Wilhelm hatte, mit schwachen Kräften dem Allgewaltigen Trotz bietend, das Banner des Rechts und der Nationalität aufrecht erhalten und einer kleinen Zeit bewiesen, was ein großer Sinn zu vollenden vermag. Deshalb wurde er von den niedrigen Sclavenseelen, wie von den selbstsüchtigen und selbstklugen Philistern verkannt und bemängelt. Alle gutgesinnten Patrioten richteten sich aber an seiner Heldenthat auf, allen Edeldenkenden stand er da als ein nachahmungswürdiges Beispiel des Muths, der Treue, des Gottvertrauens, der Opferwilligkeit und Standhaftigkeit. Braunschweig-Oels, wie man den Herzog nannte, war der Held des Tages. Er und seine Schwarzen wurden Volkshelden, sein Bild war neben dem Schills und Hofers in Hütten und Palästen, auf Tabacksdosen und Pfeifenköpfen zu finden. Deutsche und englische Damen trugen schwarze Spencer mit blauem Kragen à la Brunswick, selbst die Knaben ahmten in kindlichem Spiele seine Thaten nach, und unzählige Lieder und Gedichte feierten die Heldenthaten des Welfenfürsten.*) Besonders aber in dem braunschweigschen Lande wurde durch das glänzende Beispiel der Treue und Standhaftigkeit, das der Fürst seinem Volke gegeben hatte, die Liebe desselben zu seinem angestammten Herzoge und zu einem Herrscherhause, aus dem solche Helden hervorgingen, erweckt, gekräftigt und neubelebt. Mußte man sich auch in Geduld unter das Joch der westfälischen Zwingherrschaft beugen, so glühte doch in jedem echtbraunschweigschen Herzen mächtig, wenn auch heimlich, die Liebe zu dem Ehrenstamm der Welfen, und umsonst war die geschäftige westfälische Polizei bemüht, die Bildnisse des Herzogs, wo sie dieselben vorfand, zu vernichten und durch Ruthenstreiche und Peitschenhiebe den Mund der Kinder zu verschließen. Stets aufs neue

*) Im Jahre 1843 erschien in Braunschweig: Friedrich Wilhelm in Liedern der Deutschen von W. Müller.

brach die Verehrung für den Fürsten, der ein so leuchtendes Beispiel von echtem Patriotismus gegeben hatte, in weitesten Kreisen sich Bahn, und unaufhörlich entströmte den braunschweigschen Kehlen das beliebte Volkslied: „Hoch lebe Friedrich Wilhelm, hoch!“ Auch dem Feinde hatte der Herzog Ehrfurcht und Achtung abgewonnen. Selbst Napoleon rief, als er zu Schönbrunn bei Wien den Ausgang des Zuges vernahm, voll Verwunderung aus: „Ah, c'est un vaillant guerrier!“ (Ah, das ist ein tapferer Krieger!) und ließ dann im Moniteur die Ansicht aussprechen, daß dem Herzoge als souveränem Fürsten, mit dem kein Friede geschlossen sei, das Recht nicht abgesprochen werden könne, gegen Frankreich und jeden andern Staat Krieg zu führen, wenn er die Macht dazu besitze.

In England, wohin die Brigg Mosquido den Herzog gebracht hatte, fand er selbstverständlich die ehrenvollste Aufnahme und die größte Anerkennung. Sein kühner Muth mußte ihm die lebhaftesten Sympathien eines freien Volkes erwerben, das eben jetzt in seinem Riesenkampfe gegen Napoleon wieder allein stand. Das Parlament bewilligte ihm ein Jahrgehalt von 7000 Pfund Sterling, die Regierung verlieh ihm den Grad eines Generallieutenants in der Armee. Die Schwarzen traten sämmtlich in britische Dienste und fochten in Spanien und Italien gegen den alten Feind weiter. Der Herzog blieb in London, wo er ein reizend gelegenes Landhaus, Balmont House, bewohnte. Seine Zeit war getheilt zwischen der Sorge für die Erziehung seiner beiden Söhne, mit denen er jetzt wieder vereinigt war, und dem Verkehr mit der geliebten Mutter, welche am 23. März 1813 in ihrem Hause in London von dieser Erde schied und deren Leiche am 31. März in der königlichen Gruft zu Windsor beigesetzt wurde.

Am meisten wurde Friedrich Wilhelm jedoch von den Ereignissen im Vaterlande in Anspruch genommen; denn zu keiner Zeit gab er die Hoffnung auf, daß Deutschland sich von seinem tiefen Fall erholen und das Joch des Unterdrückers abwerfen werde. Der Erringung dieses Zieles

galt hinfort jeder Pulsschlag seines Lebens. Gleich bei seiner Landung in England wünschte er, daß die englische Regierung sein Corps nur in Sold nehmen möge, um es sofort vollständig ausgerüstet und durch andre Truppen verstärkt unter seiner Führung wieder nach Deutschland zurück zu senden. Ging nun dieser Wunsch auch nicht in Erfüllung, so verlor er doch das Ziel nie aus dem Auge. Mit stets wachsendem Verlangen sah er dem Augenblicke entgegen, wo es ihm vergönnt sein werde, aufs neue den Degen für das Vaterland zu ziehen. Deutschlands hervorragendste Geister, Männer wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, standen im fortwährenden Verkehr mit ihm; denn sie rechneten bei ihren kühnen Plänen fest auf die kräftige Mitwirkung des Herzogs, dessen bewunderungswürdige Heldenthat die Gemüther der Menschen aufs tiefste ergriffen hatte und dessen Name der guten Sache, so hofften sie, viele Streiter zuführen würde.

Endlich schlug die Stunde der Befreiung. In Rußlands Eisgefilden ereilte den Länderräuber die gerechte Vergeltung. Die Saat, welche Friedrich Wilhelm auszustreuen geholfen hatte, ging nun herrlich auf. Die Zeit des schweigenden, feigen Gehorsams war vorüber. Durch ganz Deutschland wehte ein frischer Geist, überall erhoben die Patrioten zuversichtlich das Haupt, auf kühne Worte folgten kühne Thaten, die preußische Regierung schloß sich, wenn auch nur zögernd, der Volksbewegung an, und endlich erfolgte das herrliche Manifest Friedrich Wilhelms III, wodurch er sein Volk zu den Waffen rief.

Jetzt hielt auch Friedrich Wilhelm es nicht länger in der Fremde aus. Gleich nach dem Brande Moskaus hatte er von seinem Schwager, dem Kaiser Alexander I, eine Einladung erhalten, zu ihm nach Rußland zu kommen und an dem Kampfe Theil zu nehmen. Allein die Strenge des Winters, durch welche die Schiffahrt in Nord- und Ostsee gänzlich unterbrochen war, hielt ihn bis zum Frühjahr in England zurück. Jetzt hatte sich aber die Lage der Dinge schon so weit geändert, daß Friedrich Wilhelm

nicht mehr nöthig hatte, einen Kampfplatz in Rußland zu suchen.

Russische und preußische Streifcorps waren bis Hamburg vorgedrungen, und Norddeutschland war für den Augenblick fast ganz vom Feinde befreit. So beschloß denn der Herzog, geradeswegs nach Hamburg zu gehn, das bereits am 12. März 1813 von den Franzosen geräumt war und am 18. März die Russen unter Tettenborn jubelnd empfangen hatte. Auf dem Rosario, einer Kriegsbrigg von 24 Kanonen, schiffte er sich am 13. Mai nach Deutschland ein. In seiner Begleitung befanden sich der Oberstlieutenant von Nordenfels, der Capitain und Brigademajor Olfermann, der Lieutenant von Lübeck und der Kammerdiener Kantzow. Ungeachtet in Helgoland der englische Gouverneur Hamilton dringend rieth, über Gothenburg nach Stralsund zu gehen, weil Cuxhaven noch von den Franzosen besetzt sei und Dänemark sich bereits für Frankreich erklärt habe, so ließ doch der Eifer des Herzogs einen solchen Umweg nicht zu. Ohne langes Besinnen veranlaßte er den Commandeur der Brigg, Capitain Henderson, in die Elbe einzulaufen.

Hinter Cuxhaven, gegen Otterndorf, bestieg der Herzog einen blankeneser Fischerkahn, der ihn nach Brunsbüttel an der holsteinischen Küste führte. Der Sicherheit wegen wurde er von einem Langboot des Rosario mit einem Sergeanten und 12 Mann Bedeckung begleitet, das den Herzog, wenn etwa eine Landung untersagt werden sollte, wieder zurückzuführen bestimmt war. Friedrich Wilhelm konnte nicht annehmen, daß er in dieser Gegend, welche sein Fuß nie betreten hatte, gekannt sein würde. Er stieg also mit seinen Begleitern allein ans Land, während die Soldaten im Boote blieben, um seine Befehle zu erwarten. Als er sich nun dem Wirthshause näherte, traf er in der Thür desselben einen sich an den Thürpfosten lehnenden Matrosen, der emsig seine Pfeife rauchte. Seinen Hut abnehmend, trat derselbe ehrfurchtsvoll zur Seite, indem er ausrief: „Ja, wahrhaftig, er ist es selbst!“ Dann hielt er dem Herzoge

seine Pfeife entgegen, auf deren Porzellankopfe dieser sein eignes Bild gewahrte, das wettergebräunte Heldengesicht mit dem starken Barte, und den Tschako mit dem Todtenkopf.

Da auf diese Weise seine Anwesenheit nothwendig bekannt werden mußte, so hielt der Herzog es für gerathen, den dänischen Officier, der sich mit 25 Mann im Orte aufhielt, durch den Lieutenant von Lübeck offen fragen zu lassen, ob seine Instruction es verlange, daß der Herzog sich wieder einschiffe, oder ob er ungehindert nach Hamburg weiter reisen könne. Jener, der dänische Officier, war ein Sohn des Pastors Lüders in Glücksburg, welcher der Beichtvater des Prinzen August, des Bruders von Friedrich Wilhelm, war. Da der junge Officier ohne Zweifel dem Herzog eben so freundlich gesinnt war, wie der rauchende Matrose, so antwortete er, da es ihm an jeder Instruction für den vorliegenden Fall fehle, so wolle er dem Herzoge durchaus kein Hinderniß zur Weiterreise in den Weg legen.

Nun entließ der Herzog die Schutzwache und eilte nach Hamburg. Hier erregte die Ankunft des gefeierten Helden um so größern Jubel, als es acht Tage vorher, am 9. Mai, dem französischen General Vandamme gelungen war, sich der nahen Elbinsel Wilhelmsburg zu bemächtigen, von wo er seit dem 14. Mai seine Kugeln nach der bedrängten Stadt schleuderte. Kaum war die Anwesenheit des Herzogs in Hamburg bekannt geworden, als Dr. Heß, Chef des Bürgermilitairs, mit einer Deputation des Magistrats vor demselben erschien, um ihm den Oberbefehl anzutragen. Friedrich Wilhelm, auf die Mitwirkung Tettenborns, der Hamburg besetzt hielt, rechnend, lehnte das ehrende Anerbieten nicht ab, und sofort wurde für die nächste Nacht ein allgemeiner Angriff auf die Insel Wilhelmsburg verabredet. Als auch Tettenborn sich günstig über die Unternehmung ausgesprochen und seine thätige Mitwirkung zugesagt hatte, wurde alles zum Sturm vorbereitet. Gegen Abend erhielt aber Friedrich Wilhelm ganz unerwartet ein Schreiben von Tettenborn des Inhalts: daß es ihm, da er keinen Befehl habe, in Gemeinschaft mit dem Herzoge

zu operiren, an der unmöglich sei, Unternehmung sich zu betheiligen. Unwillig über dies zweideutige Benehmen Tettenborns, das nur in kleinlicher Eifersucht seinen Grund haben konnte, gab der Herzog sofort seinen Plan auf und reiste am andern Morgen über Berlin und Frankfurt a. O. nach Jauer, wo der Kaiser Alexander sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Nach einer zweistündigen Unterredung, welche er gleich am Tage seiner Ankunft, am 26. Mai, mit seinem Schwager, dem Kaiser, hatte, fuhr er noch an demselben Tage nach Liegnitz, und eilte dann über Frankfurt, Berlin, Oranienburg, Mittenwalde, Prenzlau, wo der Herzog damals noch ein Schloß besaß, nach Stralsund zu seinem Neffen, dem Kronprinzen von Schweden.

Man hat sich gewundert, daß dem Herzoge kein russisches oder preußisches Commando angeboten sei, und aus seiner schnellen Rückreise ist der Schluß gezogen, daß eine Spannung zwischen ihm und den beiden verbündeten Monarchen stattgefunden habe. Wie wenig begründet diese Annahme ist, geht schon daraus hervor, daß der Herzog im russischen Hauptquartier zu seiner großen Freude die Aufhebung des auf das Fürstenthum Oels gelegten Sequesters erfuhr, welche Maßregel vom Könige von Preußen verfügt war, ohne daß der Herzog den geringsten Schritt dazu gethan hatte. Die Reise des Herzogs nach Stralsund hatte ihren Grund in der ihm von England gewordenen Mission, welche es ihm in dieser Zeit unmöglich gemacht haben würde, ein preußisches oder russisches Commando, selbst wenn es ihm angeboten wäre, anzunehmen. Der Herzog hatte noch immer die Hoffnung nicht aufgegeben, daß er, wie früher in dem österreichisch-französischen Kriege, sich selbstständig als souveräner deutscher Reichsfürst an den kriegerischen Unternehmungen gegen Frankreich betheiligen könne. Seinen Wunsch, daß das braunschweigsche Corps aus Spanien zurückgerufen und unter seiner Leitung wieder nach Deutschland gesendet würde, hatte die englische Regierung jedoch nicht erfüllen können, da das englische Heer dadurch zu sehr geschwächt worden wäre. Dagegen hatte sie dem Herzoge den Auf-

trag ertheilt, auf dem linken Ufer der Elbe (jedoch nur auf diesem) ein Freicorps von 10,000 Mann auf englische Kosten zu errichten. Nach einer Besprechung und Verständigung mit dem Kaiser Alexanden eilte er nun nach Stralsund, um dem Schauplatz seiner ihm angewiesenen Thätigkeit möglichst nahe zu sein. Kaum war er jedoch in Stralsund angekommen, so traf ihn die erschütternde Kunde von dem Falle Hamburgs (31. Mai) und die nicht minder betrübende Nachricht von dem am 4. Juni abgeschlossenen Waffenstillstande, den man allgemein für den Vorläufer des Friedens hielt. Da sich das linke Elbufer wieder in den Händen der Franzosen befand, so war die Mission des Herzogs für jetzt gescheitert. Er kehrte daher nach einem zwölftägigen Aufenthalte in Stralsund über Schweden nach England zurück, wo er am 23. Juni 1813 wieder anlangte.

Zum Glück kam es nicht zu dem gefürchteten faulen Frieden. Vielmehr schloß sich auch Oesterreich an Rußland und Preußen an, und der große Vernichtungskampf gegen Napoleon begann. Der Herzog Friedrich Wihelm sandte sofort einen vertrauten Officier, den Major Olfermann, als seinen Bevollmächtigten in das Hauptquartier des Generals von Wallmoden, um in steter Kunde über den Fortgang der Unternehmungen zu bleiben. Er selbst wollte diesmal so lange eine reservirte Stellung einnehmen, bis die Situation durch klärende Ereignisse licht geworden. Diese ließen nicht lange auf sich warten. Der preußische Obristlieutenant von der Marwitz vertrieb am 25. September die westfälische Regierung aus Braunschweig. Am 1. October wurde Cassel durch ein russisches Streifcorps genommen und das Königreich Westfalen für aufgelöst erklärt. Die Völkerschlacht von Leipzig, welche am 16. October begann, machte der Fremdherrschaft ein rasches Ende, und bereits am 1. Nov. wurden unter Trompetenschall und Dankgesängen die braunschweigschen Wappen wieder an die öffentlichen Gebäude angeheftet. Am 6. Nov. hielt der Bevollmächtigte Friedrich Wilhelms, Major

Olfermann, unter dem Jauchzen der Menge seinen Einzug in Braunschweig, nahm im Namen des Herzogs Besitz von dem Lande und verkündigte die baldige Rückkehr des Landesherrn. Die Sehnsucht nach dem angestammten Fürsten stieg von Woche zu Woche, von Tage zu Tage. Am 8. December 1813 bestieg Friedrich Wilhelm in Deal das Kriegsschiff Bruson, um sich nach Deutschland einzuschiffen. Schon unterm 4. Dec. hatte er auf die an ihn ergangene Einladung der Braunschweiger durch ein eigenhändiges Dankschreiben geantwortet, das wir hier vollständig mitzutheilen uns nicht versagen können.

An unsre lieben und getreuen Bürger und Einwohner der Stadt Braunschweig!

Wir Friedrich Wilhelm, von Gottes Gnaden Herzog zu Braunschweig-Wolfenbüttel und Lüneburg, auch in Schlesien Fürst zu Oels ꝛc. entbieten den Bürgern und allen Einwohnern von Braunschweig Unsern freundlichen Gruß, auch was wir Liebes und Gutes vermögen, zuvor.

Die Mir schriftlich bewiesene treue Anhänglichkeit durch die wohlgemeinte und gutgesinnte Zuschrift der Einwohner der Stadt Braunschweig hat Mir und Meinem fürstlichen Hause die größte Freude gemacht. Wir erkennen die treue Anhänglichkeit eines selbst vom Feinde geehrten Volkes in Rücksicht seiner Vorliebe an Unser fürstliches Haus, und es wird Unser Bestreben sein, Uns mit strenger Gewissenhaftigkeit zu bemühen, das Zutrauen und die guten Gesinnungen der Braunschweiger zu verdienen. Mit tiefster Zuversicht auf die Vorsehung werde Ich in wenigen Tagen in der Mitte der von Mir geehrten und hochgeschätzten Bürger in Braunschweig eintreffen und meine geringen Kräfte aufbieten, das mir stets von den Bewohnern Braunschweigs bewiesene hohe Vertrauen zu verdienen. Dennoch muß ich mit Bedauern in die Zukunft sehen, daß der jetzige Zustand der Finanzen und die außerordentlichen Hülfsmittel, welche noch erfordert werden, um Unsere alte deutsche Freiheit wieder herzustellen, Maßregeln erfordern, die den frühern glücklicheren Zustand Braunschweigs unter der weisen und milden Regierung Unsers vielgeliebten und unvergeßlichen Herrn Vaters selig noch auf Jahre verschieben werden. Demnach soll aus Unserer Privatcasse in Vergleich der öffentlichen Ausgabe ein großer Zuschuß geleistet werden, um dadurch die Aufopferung den Einwohnern weniger drückend zu machen und den Zweck zu erreichen, Unsere Unterthanen wieder zu einem blühenden Zustande emporkommen zu sehen.

In dieser Gesinnung und mit theurer und herzlicher Anhänglichkeit verharre ich mit ausgezeichneter Hochachtung

London, den 4. December 1813. Friedrich Wilhelm.

Durch die eben so herzliche als schlichte Sprache dieses Schreibens und die darin kundgegebene edelmüthige Gesinnung war der Enthusiasmus der Braunschweiger für ihren Herzog schon vor seiner Ankunft auf den Siedepunkt gebracht.

Bald sollte ihre glühende Sehnsucht gestillt werden. Der Herzog betrat zu Nordwyk bei Haag das Festland. Den Kahn, der ihn ans Land führen sollte, nahmen die begeisterten Schiffer auf die Schultern und trugen ihn unter brausenden Vivats ans Ufer. Rasch ging es über Münster, Osnabrück, Nienburg und Hannover der geliebten Heimath zu. An allen diesen Orten bereitete das Volk dem gefeierten Helden freiwillige Ovationen. Als sich in Osnabrück am 20. December gegen Abend die Nachricht verbreitete, der Herzog werde in einer Stunde ankommen, lief es wie ein Lauffeuer von Mund zu Munde: „Braunschweig-Oels kommt!" Von langen Vorbereitungen zu seinem Empfange konnte nicht die Rede sein. Aber rasch bewaffnete sich die ganze Bürgerschaft. Man zog zur Stadt hinaus und stellte Posten auf bis zum Hagenhofe. Als nun unter dem Schleier der Nacht ein einfacher Reisewagen, mit drei Pferden bespannt, bei den ersten Schützen anlangte, schallte ihm ein kriegerisches „Werda" entgegen. Kaum war die Antwort: „Der Herzog von Braunschweig-Oels" erfolgt, als eine Salve von 20 Schützen der fernen Stadt die Ankunft des gefeierten Helden meldete. Sogleich entluden alle Zwischenposten ihre Gewehre, und unter unaufhörlichem Schießen fuhr der Herzog der Stadt zu. Unter dem Geläute aller Glocken zog er dann durch die illuminirten Straßen und unter immerwährendem Gewehrfeuer geleiteten ihn die Schützen zum Posthause. Immer aufs neue drängten sich die Bürger an den Wagen, reichten dem Herzoge die Hand und hießen ihn willkommen im befreiten Vaterlande. Nur langsam konnte sich der Wagen fortbewegen durch die exaltirte Menge, und so laut und ungekünstelt machte sich die Freude des Volkes über den Anblick des allverehrten Fürsten Luft,

daß dem eisenfesten Manne die Thränen über die Backen rollten. Nach einer Stunde Aufenthalt fuhr der Herzog unter dem Geläute der Glocken und dem Geknatter der Flinten, von der ganzen Bürgerschaft geleitet, seinem geliebten Braunschweig zu.

Der 22. December 1813 war der Freudentag, welcher einem treuen Volke seinen rechtmäßigen Herrscher nach 7jähriger Abwesenheit wiedergab. Von Oelper aus hielt der Herzog, der in Burgdorf übernachtet hatte, seinen Einzug. In einfacher Reisekleidung bestieg er hier ein von der Stadt Braunschweig ihm entgegengeschicktes Pferd, musterte die vor Oelper aufgestellten, noch unbewaffneten freiwilligen Krieger und sprengte darauf mit seinen Begleitern nach der Stelle, wo ihm im Gefecht vom 1. August 1809 das Pferd unter dem Leibe erschossen war. Unter dem lauten Jubelrufe des Volkes, unter dem Donner des Geschützes und dem Geläute aller Glocken, zog er dann, von Ehrengarden zu Pferde und zu Fuß theils schon an der Landesgrenze, theils vor dem Petrithore empfangen, in seine Vaterstadt. An dem denkwürdigen Platze, an welchem Friedrich Wilhelm die Nacht des 1. August 1809, in der Mitte seiner Getreuen auf Stroh gelagert, zugebracht hatte, war ein Altar des Vaterlandes errichtet; ihn umstanden Knaben in der Uniform der braunschweigschen Krieger, und auf dem Schlosse erwarteten Schaaren junger Mädchen, in die Landes- und Stadtfarben gekleidet, den geliebten Landesvater, um ihm Blumen zu streuen. Kaum jemals ist ein Fürst von seinen treuen Unterthanen mit solchem Jubel empfangen, als dieser Heldenfürst,

„Der beraubt einst seiner Lande
Von des fremden Siegers Streich,
Doch nie auf sich lud die Schande,
Zu entsagen seinem Reich;
„Der mit seinen kühnen Schaaren,
Deren Sinnbild war der Tod,
Frei durch Deutschland hingefahren,
Rings von Uebermacht bedroht;
„Der den Einen klug entschlüpfte,
Andre keck begegnend schlug,
Bis das Meer entgegenhüpfte
Jauchzend seinem Wunderzug." (Rückert).

Ein feierliches „Nun danket alle Gott," von der versammelten Volksmenge auf dem Schloßplatze gesungen, beschloß den erhebenden Tag. Am folgenden Morgen versammelte der Herzog die Bürger abermals auf dem Schloßhofe und hielt, nachdem ein Tedeum gesungen war, eine Ansprache. Mit einfachen, aber von Herzen kommenden und zu Herzen dringenden Worten sprach er dem Volke seinen Dank aus für die ihm bezeigte Liebe. Dann schilderte er die Nothwendigkeit einer allgemeinen Volksbewaffnung und wies auf die Opfer hin, welche zur Befreiung des Vaterlandes noch gebracht werden müßten. Er selbst werde sehr sparsam und eingezogen leben und mit seinen Kriegern in den Kampf ziehen. Graf Schulenburg werde an die Spitze der Verwaltung treten. An ihm selbst solle es nie fehlen, das Gute zu wollen und nach Kräften zu vollführen. Die Antwort war ein stürmischer Freudenruf des Volkes. Abends beschloß eine großartige Illumination den festlichen Empfang, den die Braunschweiger ihrem heimkehrenden Fürsten bereitet hatten.

Sein Hauptaugenmerk richtete Friedrich Wilhelm jetzt auf die sofortige Errichtung eines braunschweigschen Truppencorps. Schon vor seiner Ankunft war es dem Major Olfermann, seinem Bevollmächtigten, gelungen, eine Schaar von 2000 Mann junger Truppen in Braunschweig zu versammeln, die durch des Herzogs rastlose Bemühungen bald auf 10,000 Mann gebracht wurde. So sah der Herzog sich zu seiner Freude im Stande, eine tüchtige Mannschaft gegen den gemeinsamen Feind ins Feld stellen zu können. Aber die Rüstungen hatten so viel Zeit weggenommen, daß die Braunschweiger, als sie endlich den Verbündeten zuzogen, durch die Kunde des pariser Friedens überrascht, ihr Schwert in der Scheide lassen mußten. Von Brabant, wo sie am 13. Mai Cantonirungen bezogen hatten, führte der Herzog sie nach Braunschweig zurück, wo sie am 10. Juli wieder eintrafen.

Auch das braunschweigsche Infanterie-Regiment, das in den spanischen Feldzügen sich mit Ruhm bedeckt hatte,

durfte endlich nach fünfjähriger Abwesenheit in die Heimath zurückkehren. In den ersten Tagen des November 1814 betrat es bei Cuxhaven und Bremerlehe das geliebte Vaterland und traf am 10. November vor Braunschweig ein, wo es bei dem Raffthurme von dem Herzoge und der braunschweigschen Garnison empfangen wurde, um unter dem Donner des Geschützes und dem Jubel des Volkes in die Hauptstadt einzuziehen. Ein Jahr später kehrte auch das Husarenregiment heim.

Betrachtete der Herzog auch die Aufstellung eines bedeutenden Truppencorps als seine erste und hauptsächlichste Aufgabe, so erstreckte sich doch seine Thätigkeit auf alle übrigen Zweige der Staatsverwaltung. Mit kräftiger Hand legte er die Grundlage zu dem erst in späteren Jahren hervortretenden Wohlstande. Ohne Ruhe und Rast unterzog er sich den für ihn so ungewohnten Regierungsgeschäften. Seine Aufgabe war eine außerordentlich schwierige. Die altbraunschweigsche Verfassung und Verwaltung war zusammengestürzt, und es galt jetzt, auf den Trümmern ein neues zu bauen. Das war doppelt schwer für einen Fürsten, dem es an jeder Regierungspraxis fehlte. Friedrich Wilhelm war nicht blos mit den Geschäften, sondern auch mit den Verhältnissen des Landes unbekannt. Er war im eigenen Lande fast ein Fremdling. Dazu kam, daß ihm bewährte Diener und Rathgeber fehlten, auf die er sein volles Vertrauen hätte setzen können. Von den erprobten Räthen seines Vaters empfing ihn niemand; sie waren entweder gestorben oder hatten sich von den Geschäften zurückgezogen. Die Beamten, die er vorfand, hatten im Dienste der westfälischen Regierung gestanden und mußten erst die Probe der Treue und Tüchtigkeit bestehn. So geschah es, daß der Herzog alles selbst prüfen, selbst entscheiden und lenken wollte. Dabei kam es vor, daß er in seinem Eifer zu weit ging und von seinen Dienern zu viel verlangte. Er selbst zeigte eine bewunderungswürdige Arbeitsausdauer und stellte an seine Diener dieselben Anforderungen, als an sich selbst. Niemand konnte ihm genug

thun, er trieb stets zu größerer Eile, und wurde ungeduldig, wenn seine Befehle nicht sofort ausgeführt wurden. Dadurch entstanden Mißverständnisse und Verstimmungen; denn die neuen Diener kannten ihn so wenig, als er sie kannte, und da sie sich in den Charakter des Herzogs nicht hineinzufinden verstanden, vermochten sie sich bei Verschiedenheit der Ansichten nur schwer mit ihm zu verständigen.

Der Herzog hatte stets den besten Willen, da er aber überall selbst eingreifen wollte und dem eignen Scharfblick zu sehr vertraute, so waren Mißgriffe unausbleiblich. Er konnte oft nicht begreifen, wie seine aus der besten Absicht hervorgegangenen Anordnungen bei seinen Räthen auf Widerspruch stoßen und wie der Ausführung derselben sich Schwierigkeiten entgegen stellen konnten, die er nicht fand. Das verstimmte ihn denn nicht wenig, und in seinem Unmuthe ließ er sich wohl über die Männer aus, welche er selbst an die Spitze der Verwaltung gestellt hatte. So kam es zu manchen unbeabsichtigten Kränkungen, welche zwar ohne Zögern, sobald der Irrthum erkannt war, wieder gut gemacht wurden, aber doch böse Folgen zurückließen. Ja, es konnte geschehen, daß sich manche Zurücksetzung wohlverdienter Männer, manche Bevorzugung unfähiger und ihrem Posten nicht gewachsener Beamten einschlich. Das alles rief eine Verstimmung hervor, welche sich von den Räthen und Beamten des Herzogs auf weitere Kreise zu verpflanzen drohte.

Dennoch hing das braunschweigsche Volk mit Liebe an seinem Herzoge; denn sein guter Wille lag zu sehr auf der Hand, als daß er verkannt werden konnte. Jedem aus dem Volke gab er bereitwillig Gehör, jede Noth zu mildern war er stets bereit, und alles frühere Unrecht wieder gut zu machen, ließ er seine eifrige Sorge sein. Hätte Friedrich Wilhelm längere Zeit regiert, so würde sein klarer Geist und sein gesunder Sinn ihn bei größerer Erfahrung ohne Zweifel auf den richtigen Weg geleitet haben. So aber konnte seine kurze Regierung in der Zeit des Ueberganges auch nur provisorische Zustände schaffen, durch welche

gleichwohl, wie bereits angedeutet, der Keim zu vielen guten und segensreichen Einrichtungen gelegt wurde.

Rauschende Vergnügungen und glänzende Hoffeste liebte Friedrich Wilhelm nicht. Sah er sich dennoch veranlaßt, ein solches Fest zu geben, so schien alle Rangordnung und Etikette vergessen. Adel und Bürger, Nähr- und Wehrstand fanden in gleicher Weise Zutritt; am meisten aber war das Militär vertreten, welches den Bällen im herzoglichen Schlosse eher das Ansehn eines Hauptquartiers, als eines Hoffestes gab. Aber bei aller dann herrschenden gemüthlichen Offenheit und ungezwungenen Fröhlichkeit vermißte man doch nie Anstand und Würde. Friedrich Wilhelm selbst beobachtete stets eine würdevolle Haltung und nahm an der allgemeinen Heiterkeit stets nur mit einer gewissen Zurückhaltung Antheil. Das Theater liebte er nicht und besuchte es nur selten. Groß war dagegen seine Liebe zur freien Natur. Besonders gern hatte er einen Garten, der, hinter dem Park seiner Mutter gelegen, von diesem nur durch einen Arm der Oker getrennt war. Dorthin schiffte er oft ganz allein in einem kleinen Kahne hinüber, um nur sich und der Natur zu leben. In der Stille der Zurückgezogenheit entäußerte er sich dann ganz des Fürsten, und es blieb nur der schlichte, anspruchslose Privatmann.

Rührend war die Liebe, mit der Friedrich Wilhelm an seinem älteren Bruder, dem Prinzen August, hing. Seine fast in Ehrerbietung übergehende Anhänglichkeit an denselben zeigte sich bei jeder Gelegenheit, besonders aber an den festlichen Ehrentagen des Bruders. Schon lange vorher pflegte der Herzog auf Ueberraschungen zu sinnen, mit denen er den geliebten Bruder an solchen Tagen zu erfreuen suchte. Mit gleicher Innigkeit umfing er seine beiden Söhne, welche er selbstverständlich aus England wieder mit nach Braunschweig gebracht hatte. Viele alte Leute in Braunschweig erinnerten sich noch später mit Rührung des Anblicks, wie der Herzog an jeder Hand einen der lieblichen Knaben führte und, nach allen Seiten freundlich grüßend, durch die Straßen dahinschritt oder

unter den Bäumen des von seiner Mutter geschaffenen Richmondsparks lustwandelte. So zeigte Friedrich Wilhelm auch als Privatmann die herrlichsten Eigenschaften, und so tapfer er als Soldat war, so liebenswürdig war er als Mensch, als Vater und Bruder.

Die Zustände Europas erschienen dem Herzoge nur als provisorische. „Glauben Sie denn, daß wir Frieden behalten?" pflegte er wohl zu fragen. „So lange der Congreß in Wien noch fortdauert," setzte er dann hinzu, „und Bonaparte auf Elba sitzt, können wir gar nicht sagen, daß wir Frieden haben." Der Herzog hatte recht gesehen. Der Congreß hatte noch nicht viel Gutes geschaffen, als plötzlich wie ein Blitz aus heiterem Himmel in seine Berathungen oder vielmehr in den Friedenstaumel seiner Feste die Botschaft einschlug: „Napoleon ist zurück von Elba!"

Die braunschweigschen Truppen waren zum Glück noch gerüstet, als die Nachricht von Napoleons Landung bei Cannes eintraf, und es bedurfte nur eines Befehls, um sie in marschfertigen Stand zu setzen. Dieser Befehl wurde sofort gegeben, und schon am 17. April 1815 setzte sich das braunschweigsche Truppencorps in Bewegung. Der Marsch ging nach Brüssel, in dessen Umgebung es sehr zerstreute Cantonnements bezog. Am 6. Mai, Morgens 8½ Uhr verließ auch Friedrich Wilhelm seine Residenz und traf am 11. Mai in Brüssel ein. Hier stellte er sein ganzes aus 7000 Mann bestehendes Corps, welches er persönlich gegen den Feind führen wollte, zur Disposition des Herzogs von Wellington.

Am 18. Juni kam es zu der großen Völkerschlacht bei Waterloo oder Bellealliance, welche Napoleons Macht für immer zu Boden legte. Um die Vereinigung der Engländer mit den Preußen zu verhindern, rückte der französische Marschall Ney zwei Tage vorher, am 16. Juni, mit 47,000 Mann und 116 Kanonen gegen die wenigen englischen Truppen, die auf der Höhe von Quatrebras aufgestellt waren. Zu den Tapfern, welche den Angegriffenen Hülfe brachten, gehörte auch Friedrich Wilhelm.

Als der Herzog Tags zuvor gegen 10 Uhr Abends eben im Begriff war, zu einem Balle zu fahren, den der Herzog von Richmond in Brüssel gab, ging die Ordre ein, daß das braunschweigsche Corps mit Tagesanbruch versammelt sein sollte. Nachdem die nöthigen Befehle ertheilt waren, fuhr der Herzog nach dem Balle, um sich von der Lage der Dinge zu unterrichten und sich mit Wellington zu besprechen. Doch nicht lange litt ihn dort sein unruhiger Eifer. Als er sich von der Herzogin von Richmond verabschiedete, bat diese ihn mit Thränen im Auge, sich vom Schlachtgewühle fern zu halten. Als Hochschottin mit dem diesem Volke eigenthümlichen Vermögen begabt, zukünftige Dinge vorherzusehen, sah sie in diesem Augenblicke den Herzog in seinem Blute schwimmen. Mit männlicher Ruhe und Festigkeit erwiderte der Herzog, daß er als Krieger und Feldherr seine Schuldigkeit thun werde.

Am andern Morgen machte er noch eine Recognoscirung mit Wellington. Dann führte er seine Braunschweiger, von denen leider die entfernteren Truppentheile und namentlich die Artillerie noch immer nicht angekommen waren, gegen den Feind. Um Mittag langte man bei Gemappes an, wo Halt gemacht wurde, um Menschen und Pferden etwas Ruhe zu gönnen. Ermüdet von der Schwüle des Tages legte der Herzog sich auf eine Erhöhung des Rasens und überließ sich eine Viertelstunde lang einem erquickenden Schlummer. Um 2 Uhr Nachmittags erhielt das Corps Befehl, schleunigst gegen Quatrebras, einen kleinen nur aus drei Häusern bestehenden Ort, bei dem sich die Straßen von Brüssel nach Charleroi und von Nivelles nach Namur kreuzen, vorzurücken. Der Befehl wurde sogleich ausgeführt. Um 3 Uhr langten die Braunschweiger auf dem Schlachtfelde an und stellten sich bei einer eine Viertelstunde von Quatrebras liegenden Schäferei auf. Sofort ließ der Feind eine Batterie auffahren und die Herzoglichen mit Kugeln, Granaten und Kärtätschen beschießen, ohne daß diese, da ihre Artillerie noch immer nicht angekommen

war, das Feuer erwidern konnten. Im heftigsten Feuer hielt Friedrich Wilhelm mitten unter den Seinen, unbekümmert um die rings um ihn einschlagenden Kugeln, mit Ruhe seine Pfeife rauchend und gemessen seine Befehle ertheilend. Nun drangen die Franzosen mit großer Uebermacht aus einem nahen Gehölze hervor, und die Braunschweiger, von dem feindlichen Geschütz furchtbar mitgenommen, begannen zu weichen. Vergebens suchte der Herzog an der Spitze seiner Reiterei das Gefecht wieder zum Stehen zu bringen. Auch die Reiter mußten weichen, und fechtend zog sich das Corps gegen Quatrebras zurück.

Hier nun war es, wo der heldenmuthige Fürst mitten unter den Seinen den Tod finden sollte. In der Nähe eines einzeln stehenden Hauses an der Straße nach Charleroi traf ihn, als er eben bemüht war, die Weichenden zu sammeln und zu ordnen, die feindliche Kugel, die ihn todt zu Boden streckte. Es war kurz nach 7 Uhr, als der Herzog tödtlich getroffen vom Pferde sank. Keiner seiner Adjutanten war bei ihm; allein war er von den Uhlanen zu dem Fußvolk geritten. Bei dem dichten Pulverdampfe und der Dunkelheit des regnigten Abends war sein Fall nur von Wenigen bemerkt. Zwischen Freund und Feind, etwa 25 Schritt von den Seinigen entfernt, lag der heldenmuthige Fürst in seinem Blute. Ein wackerer Krieger vom Leibbataillon, der Corporal Külbel, hatte den Sturz des Herzogs gesehen. Er beschwor zwei seiner Kameraden, den Gefallenen nicht in die Hände des Feindes kommen zu lassen. Die drei braven Männer gingen Angesichts des Feindes vor, hoben den Herzog schnell auf ihre Gewehre und trugen ihn hinter das Treffen. Hier hüllten sie ihn in eine aus dem Tornister eines gefallenen Engländers genommene Decke. Aus der Bewußtlosigkeit erwachend, verlangte der Herzog nach Wasser. Dieß wurde ihm gereicht; da aber in diesem Augenblicke eine Granate dicht neben dem Sterbenden einschlug, so wurde er, ohne getrunken zu haben, wieder aufgehoben und weiter zurück getragen. Noch einmal schlug er die Augen auf, fragte nach dem Obersten

Olfermann und sank dann in die frühere Bewußtlosigkeit. Inzwischen waren einige Officiere herbeigekommen. Diese banden dem Herzog Säbel und Schärpe ab und ließen ihn in ein nahes Haus tragen. Hier wurde er auf Stroh gelegt, athmete noch einige Male schwer auf und verschied. Die tödtliche Kugel hatte das rechte Handgelenk zerschmettert, war durch Leber und Lunge gedrungen und hatte sich auf der linken Seite wieder einen Ausgang aus dem Körper gebahnt.

So fiel der deutsche Held, dem es nicht beschieden war, den letzten glorreichen Erfolg über einen Feind zu erleben, den er seit neun Jahren unaufhörlich bekämpft hatte. Und noch sterbend entriß er Napoleon den Lorbeer; denn ohne den Sieg bei Quatrebras würde die Schlacht bei Waterloo leicht einen andren Ausgang genommen haben. Der Sieg bei Quatrebras war aber vor allem der rastlosen Thätigkeit des Herzogs und dem Todesmuthe, den er seinen Truppen eingeflößt hatte, zu verdanken. Wie Friedrich Wilhelm es war, der in der Nacht vorher rastlos zum Aufbruch getrieben hatte, so war er es auch, der das Gefecht wieder zum Stehen brachte; denn als endlich die braunschweigschen Geschütze, die drei Stunden in scharfem Trabe zurückgelegt hatten, und die beiden leichten Bataillons auf dem Schlachtfelde anlangten, war es der Geist des gefallenen Führers, der sie mit solchem Muthe erfüllte, daß sie der bereits verloren gegebenen Schlacht eine neue Wendung gaben. Mit Recht kann man von Friedrich Wilhelm sagen: er siegte im Unterliegen.

Die Leiche des Helden wurde zunächst nach Laeken, und von da über Mecheln nach Antwerpen gebracht, wo ein dortiger geschickter Maler, Matthias van Bree, den Herzog im Tode malte. Am 22. Juni langte sie in Braunschweig an, wohin die Trauerkunde vom Tode des Herzogs bereits Tags zuvor gedrungen war. Unter dem Wehklagen des Volks wurde sie vorläufig nach dem Schlosse gebracht und dann am 3. Juli feierlich in der Gruft seiner Väter zu St. Blasius beigesetzt.

Friedrich Wilhelms Tod erregte in ganz Deutschland, ja in ganz Europa die gerechteste Theilnahme. Besonders aber beklagte das braunschweigsche Volk den allzufrühen Tod des geliebten Fürsten. Jeder Tadel, der sich früher hervorgewagt, war verstummt, und die aufrichtige Trauer, die das ganze Land um ihn trug, bewies, was es an ihm verloren hatte.

Als Regent ließ sich Friedrich Wilhelm durch überströmende Herzensgüte und durch die eifrigste Fürsorge für das öffentliche Wohl leiten. Die Fehler, die er etwa beging, entsprangen aus Eigenschaften, die an sich seinem Charakter nur Ehre machten. Um ihm gerecht zu werden, dürfen wir an seine Regierung keinen gewöhnlichen Maßstab legen. Sein Wirken als Regent war zu kurz, als daß man berechtigt wäre, ein abschließendes Urtheil über ihn zu fällen. Der Tod, der ihn zu früh abrief, machte es ihm unmöglich, seine schönen Eigenschaften zum Besten des Landes in der gedeihlichen Ruhe des Friedens zu entfalten. Dazu sind bei der Beurtheilung des Herzogs so manche Verhältnisse zu berücksichtigen, die nur zu leicht übersehen werden. Nur das Eine sei hier erwähnt, daß Friedrich Wilhelm zum Regenten durchaus nicht gebildet war und daß er, obwohl durch seine militärische Laufbahn gewohnt, jeder Zeit den unbedingtesten Gehorsam zu finden, sich als Regent nie einen Act der Despotie erlaubte.

Größer, als der Regent, erscheint uns in Friedrich Wilhelm der Soldat, der Krieger. Vielleicht zu rücksichtslos kühn, um als Feldherr eines großen Heeres mit Nutzen wirken zu können, vereinigte der Herzog alle Eigenschaften eines tüchtigen Reitergenerals in hohem Maaße. Sein kühner Zug von Böhmen bis an die Wesermündung gehört unbedingt zu den glänzendsten Thaten, welche die neuere Kriegsgeschichte aufzuweisen hat, und liefert den Beweis, daß er den Parteigängerkrieg verstand, wie kein Andrer. Und die Erstürmung Halberstadts wird für alle Zeit eine hervorragende Heldenthat bleiben, der nur wenige ähnliche Beispiele an die Seite gestellt werden können.

Auf die Anwesenheit des Herzogs von Braunschweig in seiner Residenz.

Könnt ich, dem Adler gleich, ins Firmament mich schwingen,
Fröhlich und frei, ein Gott, ins blaue Weltall singen,
Trät ich, bespritzt mit Blut, ein Mann, aus Kampf und Schlacht,
Dann würd, o Welfe, Dir ein würdig Lob gebracht.

So aber bin ich nur ein weinend Kind gleich allen,
So Schwert als Harfe würd der schwachen Hand entfallen;
Doch denk ich Dein, ja Dein, wallt auf dies träge Blut,
Und sieh, dem Kinde wächst noch alter deutscher Muth.

Dann sieht es Dich, o Held, in Deiner Väter Hallen,
Flüchtling, verbannt und arm, in stiller Trauer wallen;
Doch eh zu neuem Kampf Dich wilder Donner ruft,
Steigst Du, ein treuer Sohn, in ihre stille Gruft.

Ein seltsam Schweigen hat da rings erfüllt die Mauern,
Man sah nicht Deutschland, doch man sah die Sterne trauern;
Da sankst Du weinend hin, ein Strahl durchflog den Chor,
Und aus dem Sarge stieg Heinrich der Leu empor.

Und all die Helden rings in heilgen Sarkophagen,
Männer, so Leid und Tod um Deutschland einst getragen,
Die hoben ernst und stumm sich aus den Särgen wach,
Vor allen aber so Heinrich der Löwe sprach:

„Getrost, vieltreuer Sohn! Bald heilen all die Wunden!
Hier blick hinab und sieh Germania treu verbunden.
Des Fremden Lorbeer liegt von Blut befleckt, entlaubt;
Doch segensreich umstrahlt ein Stern des Enkels Haupt.

„Du aber zeuch, mein Sohn, harr still der theuern Stunde
Und bring den Brüdern Dein da oben diese Kunde."
So sprach der Löwe, sprachs, und in die Särge all
Die Helden sanken rings mit wundersamem Schall.

Da stiegest Du empor, die Faust gestärkt zum Streite,
Blitz, Donner, Feindesruf durchdrang die Luft, die Weite;
Du aber schlugst den Feind mit wenig Treuen dein
Und legtest ruhend nun dein Haupt auf einen Stein.

Justinus Kerner.

Braunschweigs Preis.

Als der Oels auf seinem Zuge,
Kühn aus Böhmen brach hervor,
Streift er im Vorüberfluge
Bis an seines Braunschweigs Thor.

Schnell mit seiner Handvoll Streiter
Schlug er ein westfälisch Heer
Und dann zog er eilends weiter
Seinem Ziele zu, dem Meer.

Ach, er zog gewiß mit Schmerzen,
Wie mit Schmerz man ziehn ihn sah;
Doch in seiner Bürger Herzen
Blieb sein Angedenken da.

Und die Knaben, die vernahmen
Von des Herzogs Thaten viel,
Wenn sie auf den Marktplatz kamen,
Ahmten nach den Kampf im Spiel.

Ein Theil sich Westfalen nannte,
Braunschweiger der andre Theil;
Wenn dann ihre Schlacht entbrannte,
Blieb die Haut nicht immer heil.

Doch man sagt, daß die Westfalen,
Wenn auch stärker an der Zahl,
Theu'r den Namen mußten zahlen
Den Braunschweigern jedesmal.

Und der kind'sche Kampf bewegte
Die Gemüther so mit Macht,
Daß die Polizei sich legte
Drein am Ende mit Bedacht.

Ließ die jugendlichen Kämpfer
Greifen, und der Prügel ward
Ihres Schlachteneifers Dämpfer,
Aber auf besondre Art.

Denn gestraft ward nicht mit gleicher
Zahl von Prügeln dort wie hier;
Acht bekamen die Braunschweiger,
Die Westfälinger nur vier.

Hat die Polizei, die wälsche,
Nicht dadurch gar schön erklärt,
Halb so viel sei der westfälsche
Ruhm, als der braunschweigsche, werth?

So auch dachte wohl ein Knabe,*)
Der stets ein Braunschweiger war,
Welcher einst des Büttels Stabe
Heimfiel mit der andern Schaar.

Als es kam aus Ausbezahlen.
Maß der Büttel unbedacht,
Zählend ihn zu den Westfalen,
Ihm der Prügel vier statt acht.

Meint ihr, wird der kleine Brave
Lassen sich mit gutem Glimpf
Gnügen die geringre Strafe?
Oder hält er's sich zum Schimpf?

Mit gewaltgem Zornsentlodern
Tritt er vor den Büttel hin:
„Ich muß noch vier Prügel fodern,
Weil ich ein Braunschweiger bin!"

Und als jener seinem Rücken
Vier der allerstärksten mißt,
Darf er weder schrein und zücken,
Weil er ein Braunschweiger ist.

Friedrich Rückert.

*) Der Brave hieß Elias Dieftelmann, geboren am 4. October 1798. Er sollte leider nicht zum Manne heranwachsen, sondern verstarb schon am 29. October 1811. Uebrigens erhielten die Braunschweiger nicht 8, sondern 12 Hiebe, die Westfälinger dagegen als Anhänger des Königs „Ronimus" nur 6.

Wilhelm.

Herzog Wilhelm, der Sohn Friedrich Wilhelms und der Großsohn Karl Wilhelm Ferdinands, gehört einer Zeit an, die von der seines Vaters und Großvaters grundverschieden ist.

Zwar seine frühste Kindheit fällt in eine Periode, die ganz von Schlachtenlärm und Kriegsgetümmel erfüllt war. Kaum ein halbes Jahr war der junge Prinz alt, als die Schlacht von Jena ihm seinen herrlichen Großvater entriß und seine treue Mutter nöthigte, mit ihren beiden unmündigen Söhnen zu ihrer königlichen Schwester nach Schweden zu flüchten. Und erst sieben Jahre hatte er zurückgelegt, als er am Grabe seines heldenmüthigen Vaters stand. Auch das späte Alter des hohen Jubilars gleicht darin wieder seinen ersten Jugendjahren, daß es einer Zeit angehört, in welcher der Militarismus zur unbedingten Herrschaft gelangt ist und der Kriegsgott wiederholt seine blutige Geißel geschwungen hat. Das eigentliche Mannesalter des Herzogs Wilhelm muß aber als eine Zeit des ungestörten Friedens bezeichnet werden, und seine funfzigjährige Regierung fällt nahezu zusammen mit der funfzigjährigen Friedensperiode, welche dem deutschen Volke unter dem so vielfach geschmähten deutschen Bunde zu Theil wurde, dessen Segnungen bei späteren Geschlechtern eine gerechtere Würdigung finden werden.

Herzog Wilhelm, obwohl der Sohn und Großsohn von zwei Kriegshelden, ist gleichwohl ein Sohn des Friedens. Nicht als ob ihm je der kriegerische Muth und der heldenhafte Sinn seiner hohen Ahnen gefehlt hätte. Erklärte Se. Hoheit doch mehr als einmal, wenn Deutschland von einem

auswärtigen Feinde bedroht wurde, daß er mit Freuden bereit sei, an der Spitze seiner braunschweigschen Truppen in den Kampf zu ziehn. Aber die Aufgabe, welche seine Zeit ihm stellte, bestand nicht darin, Heere anzuführen und Schlachten zu schlagen, sondern die Werke des Friedens zu fördern und unblutige Lorbeern zu erringen. Was Walther von der Vogelweide von dem kaiserlichen Ahnherrn des Welfenhauses, Otto IV., sagt:

daß man ihn mochte nennen schon
des Friedens Herrn und Sohn,

das gilt in noch viel höherem Maße von seinem Enkel, dem Herzog Wilhelm. Auch er hatte keine kriegerische, sondern eine friedliche Mission, und daß er diese seine Aufgabe erkannt hat und ihr gerecht geworden ist, darin haben wir seine Bedeutung und seine Ehre zu erblicken.

Geboren am 25. April 1806, war Prinz Wilhelm $1^1/_2$ Jahr jünger, als sein am 30. October 1804 geborner Bruder Karl. Kaum waren die Kanonen von Jena verstummt, so trat seine Mutter, die Herzogin Marie — es war am 18. October 1806 — ihre fluchtartige Reise an, um ihre beiden Söhne vor dem Zorne des korsischen Eroberers, der die ganze herzogliche Familie ausrotten zu wollen schwur, in Sicherheit zu bringen. „Das Welfenhaus hat aufgehört zu regieren," decretirte damals der Usurpator, nicht ahnend, daß diesem jüngstgebornen Welfenprinzen, der in dem zarten Alter von sechs Monaten von ihm seines Vaterlandes und seines Fürstenrechtes beraubt wurde, eine der längsten und segensreichsten Regierungen bestimmt war, von denen die Geschichte der deutschen Fürsten zu berichten weiß.

Die Herzogin Marie flüchtete mit ihren beiden Söhnen zunächst nach Stralsund, der damals schwedischen Festung, wo sie am 24. October 1806 anlangte. Da Stralsund bald darauf von feindlichen Truppen bedroht wurde, so schiffte sich die Herzogin am 15. November nach Malmoe im südlichen Schweden ein. Hier langte sie am 18. November an und wurde vom Könige

von Schweden, der sie zu Pferde einholte, in die Arme ihrer Schwester, der Königin, geführt. Nach einem Aufenthalte von 6 Monaten verließ die Herzogin Malmoe am 11. Mai 1807 und begab sich nach Kopenhagen, von wo sie nach Nordschleswig übersetzte. Es war am 18. Mai 1807, als der Herzog Friedrich Wilhelm, der sich seit der Capitulation von Ratkau meist zu Ottensen aufgehalten hatte, in Hadersleben mit seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen wieder zusammentraf. Die wiedervereinigte Familie machte nun zunächst einen Besuch bei der verwittweten Herzogin Auguste, die inzwischen eine Zuflucht auf dem Gravenstein, einem Lustschlosse des Herzogs von Augustenburg, gefunden hatte. Während der Herzog dann nach Blankenese, wo er ein reizend gelegenes Landhaus gemiethet hatte, voraneilte, um alles für den Empfang der Seinen vorzubereiten, reiste die Herzogin Marie mit ihren Söhnen am 23. Mai nach Glücksburg, um den beiden Prinzen Georg und August, die sich hier niedergelassen hatten, einen Besuch abzustatten. Am 27. Mai traf der Herzog mit seiner hohen Gemahlin wieder in Elmshorn zusammen, um sie an die ihm so heilige Stätte zu führen, wo die Gebeine Karl Wilhelm Ferdinands ruhten. „Als ich am 29. Mai mit den beiden Prinzen in Ottensen ankam," so erzählt der Obrist von Nordenfels, „zeigten die in stiller Glückseligkeit leuchtenden Blicke des fürstlichen Paares, daß der Besuch in der Kirche zu Ottensen nicht ohne heilsame Folgen für die innere Erheiterung beider geblieben war."

Der Herzog hatte, wie schon bemerkt, ein Landhaus gemiethet, das eine kleine Meile unterhalb Ottensen zwischen Deckenhude und Blankenese am blühenden Ufer der Elbe lag. Weil aber noch nicht alles völlig eingerichtet war, so logirte der Herzog mit seiner Gemahlin fürs erste im Wirthshause zu Ottensen, während die beiden Prinzen in der dortigen Pfarre freundliche Aufnahme fanden. Erst am 17. Juni bezogen die Herrschaften mit ihrem Gefolge das bis dahin ausgebaute Landhaus, wo sie nun den

Sommer über ein glückliches Stillleben führten, das nur durch eine Reise der Herzogin nach Pyrmont, wo sie mit ihrer Schwester, der Königin von Bayern, zusammentraf, unterbrochen wurde.

Da durch den Tilsiter Frieden das Schicksal Braunschweigs fürs erste entschieden war, so beschloß der Herzog, sich aus der Nähe des Schauplatzes der Usurpation nach Süddeutschland zurückzuziehen. Als stiller Hafen bot sich hier in der Heimath der Herzogin das reizend gelegene Bruchsal dar, wo die herzogliche Familie bei der Großmutter, der Markgräfin Amalie von Baden, die liebevollste Aufnahme fand. Das war am 10. September 1807.

Ein halbes Jahr später sollten die beiden jungen Prinzen von einem schweren Verluste betroffen werden. Am 20. April 1808 starb ihre Mutter, die edle Herzogin Marie, und die beiden fürstlichen Knaben wurden nun der Obhut und Fürsorge der Großmutter überlassen. Denn der Vater, Friedrich Wilhelm, begab sich nach Oels in Schlesien, um den Krieg gegen Frankreich zu planen. Als der Ausbruch des Krieges nahe war, beschloß der Herzog seine Söhne zu sich nach Schlesien kommen zu lassen; denn da der Großherzog von Baden Napoleons Verbündeter war und der Erbprinz Karl sich am 7. April 1807 mit Napoleons Adoptivtochter Stephanie verheirathet hatte, so lag die Befürchtung nahe, daß die Prinzen von Napoleon aufgehoben und als Geißeln zur Sicherheit gegen die Unternehmungen ihres Vaters zurückbehalten werden möchten.

Es war im Frühjahr 1809, als der Obrist von Nordenfels von dem Herzoge nach Carlsruhe gesandt wurde, um seine Söhne abzuholen. Prinz Wilhelm war damals erst 3 Jahr alt, und in diesem zarten Alter sollte er abermals mitten durch die feindlichen Schaaren hindurch eine weite Reise antreten. Es war jedoch auf alle mögliche Weise für die Bequemlichkeit und Sicherheit der beiden Prinzen gesorgt. In einer viersitzigen Kutsche fuhren dieselben unter der Aufsicht einer würdigen Gouvernante nebst

zwei Wartefrauen zu ihrer Bedienung, während der Obrist sie in einem besonderen Wagen begleitete. Die Reise, welche am 21. März angetreten wurde, ging über Frankfurt, Eisenach, Gotha, Erfurt nach Weimar. Nachdem hier die jungen Prinzen ihrer Großtante, der Herzogin Anna Amalie, vorgestellt waren, ging es weiter über Jena, Weißenfels, Dresden, Liegnitz, Breslau nach Oels. Als die Reisenden hier am 2. April ankamen, trafen sie den Herzog nicht. Er hatte sich nach Nachod in Böhmen begeben, um dort Truppen anzuwerben.

Bald darauf wurde der Obrist von Nordenfels durch einen befreundeten preußischen Officier benachrichtigt, daß die Franzosen beabsichtigten, von dem nahen Polen aus die beiden jungen braunschweigschen Prinzen ihrem Vater zu entreißen und sie als Geißeln in ihre Gewalt zu bringen. Dazu kam, daß am 18. April eine preußische Commission in Oels eintraf, welche beauftragt war, das Fürstenthum zu sequestriren. Der Obrist von Nordenfels erhielt nun von dem Herzoge Befehl, die Prinzen sogleich zu ihm nach Nachod zu bringen. Am 23. April wurde die Reise angetreten. Zwei Tage später wurde Prinz Wilhelm drei Jahre alt. Er mußte dießmal seinen Geburtstag unter ganz besondern Umständen auf der Reise feiern. Tags zuvor, am 24. April, waren die Wege so schlecht, daß der Reisewagen der Prinzen, obgleich mit acht Pferden bespannt, fest fuhr und nur durch die vierstündigen Anstrengungen der Bauern aus dem nächsten Dorfe wieder losgemacht werden konnte. Die Nacht darauf mußte die Reisegesellschaft in einem Wirthshause zubringen, dessen unreinliche und von Rauch erfüllte Gaststube an die Nähe der polnischen Grenze erinnerte. So brach der Geburtstag des Prinzen Wilhelm an, an welchem die Reisenden spät Abends in Nachod eintrafen. Aber auch jetzt konnten die Prinzen den geliebten Vater noch nicht in ihre Arme schließen. Der vielbeschäftigte Fürst war gerade abwesend, kehrte jedoch am folgenden Tage zurück und freute sich sehr über die glückliche Ankunft seiner Söhne.

Durch die Nähe des Kriegsschauplatzes sah der Herzog sich genöthigt, sie auf weiten Umwegen nach England zu schicken, und während er selbst seinen berühmten Zug von den Grenzen Böhmens nach der Wesermündung unternahm, machten jene eine noch weitere und in ihrer Weise nicht minder beschwerliche und gefahrvolle Reise, deren Ziel dasselbe war, die rettende Küste Englands.

Am 12. Mai hielt Napoleon seinen Einzug in die österreichische Hauptstadt. An demselben Tage brach Friedrich Wilhelm von Braunau auf, um seine Kriegsoperationen zu beginnen. Schon am 9. Mai hatte er in Nachod von seinen Söhnen einen bewegten Abschied genommen. Tags darauf, also am 10. Mai 1809, brachen auch die beiden Prinzen unter der Führung des treuen Obristen von Nordenfels von Böhmen auf, um durch Schlesien und Pommern die Küste der Ostsee zu gewinnen. Die Reise ging über Jaromierz, Trautenau, Landshut, Jauer, Liegnitz, Krossen, Landsberg, Stargard und Naugard nach Colberg, wo die Reisegesellschaft am 20. Mai ankam, an demselben Tage, an welchen Friedrich Wilhelm bei Gabel die sächsische Grenze überschritt, um Tags darauf in Zittau einzurücken. In Colberg stieg man im Hotel Kuhphal ab und wartete auf weitre Order vom Herzoge.

Da es bei der Eigenthümlichkeit der politischen Lage höchst ungewiß war, wann die Reise fortgesetzt werden konnte, so bemühte der Obrist von Nordenfels sich sogleich um eine Privatwohnung. Bei der Ueberfüllung der Stadt mit Militair war eine solche jedoch nicht ausfindig zu machen. Endlich wurde den Prinzen das Haus des Major von Huser überlassen, das jedoch nur aus weißen Kalkwänden bestand und sehr eng und klein war. Nachdem Betten und Möbeln gemiethet waren, konnten die Prinzen am 1. Juni ihre eigene, zwar beschränkte, aber doch anständige Wohnung beziehn. Hier galt es nun den Ausgang der Unternehmungen des Herzogs abzuwarten.

Es war eine eigene Verlegenheit, worin sich der Obrist von Nordenfels befand. Ohne bestimmten Befehl

des Herzogs durfte er Colberg mit seinen Schutzbefohlenen, den beiden jungen Prinzen, nicht verlassen; andererseits konnte er auch nicht wissen, ob nicht Preußen durch seine damalige Abhängigkeit von Napoleon sich genöthigt sehen würde, den Prinzen die Pässe zur Abreise zu verweigern. Der Aufenthalt dieser in Colberg war also durchaus nicht gefahrlos, und da der Hafen gesperrt war und so sorgfältig bewacht wurde, daß ohne Paß niemand aus- und einfahren konnte, so sann der Oberst schon auf Mittel und Wege, wie er die Prinzen, wenn ihm die Pässe zur Abreise verweigert würden, heimlich fortschaffen und an Bord eines englischen Kreuzers bringen könnte. In dieser sorglichen Erwartung erhielt er endlich am 23. August vom Herzoge einen Brief, der am 11. August von Helgoland per Staffette abgesandt war und den Befehl enthielt, die Prinzen ungesäumt über Schweden nach England zu führen. Obrist von Nordenfels suchte nun sofort um Pässe nach. Der Kommandant von Colberg hielt sich jedoch nicht für ermächtigt, sie zu ertheilen. Jener wandte sich deshalb nach Stargard an den General von Blücher, Gouverneur von Pommern und der Neumark, und stellte diesem vor, daß die Prinzen durch die bekannten Ereignisse genöthigt wären nach Rußland zu gehen; da sie aber wegen ihres zarten Alters die Reise zu Lande nicht machen könnten, so bäten sie um einen Paß zur Seereise. Die zurückkehrende Staffette brachte denn auch, was der Oberst kaum zu hoffen gewagt hatte, den gewünschten Paß mit.

Inzwischen hatte Herr von Nordenfels mit dem Capitain einer preußischen Brigg, welche eben nach Riga abgehen wollte, einen Accord abgeschlossen, wodurch dieser sich verpflichtete, die Prinzen unter dem Vorwande, gezwungen zu sein, heimlich nach Schweden zu führen. Von einem englischen Seeofficier hatte er sich aber das Versprechen geben lassen, sobald der preußische Schiffer in die offene See hinaus käme, diesen zu zwingen, den Cours zu ändern und auf Karlskrona zu steuern. So ging man denn am 28. Mai an Bord der preußischen Brigg, welche

den Namen „der kleine Johann“ führte. Kaum hatte diese aber den Hafen verlassen, nicht ohne Gefahr zu laufen, auf einer Sandbank sitzen zu bleiben, so zeigte sich auch schon ein englischer Kutter mit 10 Kanonen und 20 Mann, dessen Kommandirender, Lieutenant Nelson, dem Capitain der preußischen Brigg Befehl gab, ihm zu folgen. So ging die Fahrt, statt nach Riga, nach der schwedischen Küste. Die jungen Prinzen litten sehr an der Seekrankheit; doch fanden sie Erleichterung, wenn sie auf dem Verdeck im Freien lagen. Zum Glück war das Wetter so schön, daß sie sich ohne Nachtheil daselbst aufhalten konnten. Endlich am 31. August mit Tagesanbruch zeigte sich die schwedische Küste, und um Mittag landete man zu Karlskrona, wo die Prinzen von dem dort stationirenden englischen Admiral ehrenvoll empfangen wurden. Der Capitain der preußischen Brigg wurde außer der guten Bezahlung mit der Bescheinigung entlassen, daß er von dem englischen Kutter Tilsit aufgebracht und nach Karlskrona geführt sei.

Am 1. September wurde den Prinzen zu Ehren auf dem englischen Admiralschiffe Edgar eine Festlichkeit veranstaltet. Am 2. September wurden sie abermals in einem Staatsboote nach dem Admiralschiffe abgeholt, um den Royal-Salut zu empfangen: die festlich gekleideten Matrosen riefen ein dreimaliges Hurrah, und jedes der zum englischen Geschwader gehörigen Schiffe that 21 Kanonenschüsse. Am 4. Septbr. ging die Fahrt von Karlskrona zu Lande weiter nach Gothenburg, wo die Ankunft eines Kriegsschiffes erwartet werden mußte. In dieser nichts weniger als angenehmen Wartezeit wurde den beiden Prinzen von dem Könige von Schweden der Gouverneur jener Provinz, Graf von Rosen, als Ehrengarde beigegeben, der beauftragt war, ihren leisesten Wünschen zuvorzukommen.

Endlich am 20. Septbr. langte das englische Kriegsschiff Owen-Glendower in Gothenburg an, das die hohen Reisenden an Bord nahm. Am 21. gingen sie abermals unter Segel, auf hoher See von einem englischen Geschwader erwartet, das ihnen als Eskorte dienen sollte. Gleich am folgenden

Tage setzte der Wind um, und in der darauf folgenden Nacht erhob sich ein so furchtbarer Sturm, daß der Commandant des Geschwaders Befehl gab, nach Gothenburg umzukehren. Die Gefahr war sehr groß, und selbst den erfahrensten Seeleuten schien der Schiffbruch unvermeidlich. Dennoch wurde glücklich der rettende Hafen erreicht. Aber damit waren noch nicht alle Hindernisse und Unannehmlichkeiten überwunden. Noch zweimal lief das Geschwader aus und versuchte nach England zu steuern; aber jedesmal mußte es nach Gothenburg zurückkehren, nachdem die Reisenden große Gefahren bestanden und bedeutende Havarie erlitten hatten. Am 7. October ging man endlich zum vierten Male unter Segel, und diesmal hatte die Fahrt einen glücklicheren Fortgang. Am 14. October 1 Uhr Nachmittags landete man zu Greenwich nahe bei der großen Treppe am Invalidenhause, wo der Herzog Friedrich Wilhelm seinen beiden Söhnen entgegenkam und sie sogleich zu ihrer Großmutter, der verwittweten Herzogin Auguste, führte, welche jetzt zu Blackheath residirte. Abends 7 Uhr fuhren sie von da nach London, wo der Herzog in Clarges-Street, nahe bei Picadilly, ein Hotel bewohnte, das er jedoch bald (am 2. Nov.) mit einem andern Hotel in der Großen Georgsstraße vertauschte. Am 7. Juni 1811 kaufte er das nahe bei Vauxhall gelegene Belmont-House, wo die braunschweigschen Prinzen von nun an ihre Wohnung aufschlugen.

In England verlebten die Prinzen Karl und Wilhelm nun fast fünf Jahre lang unter den Augen ihres Vaters ruhige und glückliche Tage. Das ganze Leben wurde von dem Herzoge sofort auf englischen Fuß gesetzt. Es wurde eine englische Dienerschaft angenommen, und von der deutschen Umgebung blieb nur noch der Obrist von Nordenfels zurück, der treue Hüter der fürstlichen Knaben. In einem jungen englischen Geistlichen Namens Thomas Prince wurde diesen ein Erzieher gegeben, der sich bald die Liebe und das Vertrauen seiner Zöglinge zu erwerben wußte. Auch für das Familienleben war gesorgt. Jeden

Sonntag brachten die Prinzen bei ihrer Großmutter in Blackheath zu und jeden Sonnabend besuchten sie ihre Tante Caroline, die Gemahlin des Prinzregenten. Auch die andern Glieder der königlichen Familie sahen sie oft. Das Hotel des Herzogs von Braunschweig war ein geselliger Mittelpunkt für die Mitglieder des königlichen Hauses. Besonders viel verkehrten die Prinzen mit dem Herzog von Clarence, dem späteren Könige Wilhelm IV., und es verging selten ein Tag, wo man sich nicht sah. In der schönen Jahreszeit machten sie häufige Ausflüge. Im Sommer 1812 gebrauchten sie z. B. die Seebäder zu Worthing. Am 31. März 1813 wurden sie aufs neue von einem schweren Verluste betroffen. Es war der Todestag ihrer geliebten Großmutter, der Herzogin Auguste, deren Leiche gleich darauf in der königlichen Gruft zu Windsor beigesetzt wurde.

Als Herzog Friedrich Wilhelm gegen Ende desselben Jahres in seine deutschen Erblande zurückkehrte, ließ er seine beiden Söhne vorläufig noch in England.*) Erst ein Jahr später, im Jahr 1814, sandte er den Baron von Thilau nach Bath, wo sie sich damals aufhielten, um sie nach Deutschland zu führen. Von Harwisch, wo sie sich einschifften, sollte die Reise nach Hamburg gehn. Aber die englische Brigg, welche die Prinzen an Bord hatte, wurde von amerikanischen Kriegsschiffen angegriffen und mußte das Weite suchen. Dann von einem schrecklichen Sturm überfallen, strandete sie zu Texel in den Niederlanden. Ohne die holländischen Schiffe, welche zur Hülfe herbeieilten, wäre ein Schiffbruch unvermeidlich gewesen. Sehr erschöpft betraten die aus großer Gefahr erretteten Prinzen das Land und setzten ihre Reise über Amsterdam und Utrecht nach Braunschweig fort, wo sie am 13. September 1814 anlangten.

---

*) Als der Herzog die Prinzen eines Tags, wahrscheinlich nur im Scherz fragte, welcher von ihnen mitreisen wollte, sanken sie sich in die Arme und erklärten, sie wollten sich nicht trennen.

Der Herzog empfing seine beiden Söhne, von denen er fast ein Jahr getrennt gewesen war, mit großer Freude und Herzlichkeit. Er stand gerade im Begriff zum Congresse nach Wien zu reisen. Da es ihm zu schwer wurde, sich schon wieder von seinen Söhnen zu trennen, so beschloß er, sie mitzunehmen. Die Reise, welche drei Tage nach der Ankunft der Prinzen aus England angetreten wurde, ging über Darmstadt, Carlsruhe, Stuttgart und München, wo die hohen Reisenden ihren nahen Verwandten einen Besuch abstatteten. Nach kurzem Aufenthalte in Wien verließ Friedrich Wilhelm, in seinen Erwartungen getäuscht, schon am 19. November die Kaiserstadt und kehrte über Oels nach Braunschweig zurück, wo er am 1. December 1814 wieder mit seinen beiden Söhnen anlangte.

Als im folgenden Jahre die Verbündeten durch Napoleons Rückkehr wieder unter die Waffen gerufen wurden, war Friedrich Wilhelm einer der Ersten, die marschiren ließen. Am 6. Mai reiste er seinen Truppen nach und nahm Abschied von seinen geliebten Söhnen, die ihren herrlichen Vater in diesem Leben nicht wieder sehen sollten. Als die Leiche desselben am 3. Juli in der Gruft seiner Väter beigesetzt wurde, schritten die beiden Prinzen zunächst hinter dem von acht Pferden gezogenen Trauerwagen her, Prinz Karl geleitet von dem Herzoge von Cambridge, und Prinz Wilhelm, damals eben 9 Jahr alt, an der Hand seines Oheims, des Herzogs August.

Nach dem Tode des Herzogs Friedrich Wilhelm übernahm Georg IV. von England, damals noch Prinzregent, die agnatische Vormundschaft über die beiden nachgelassenen braunschweigschen Prinzen. Von ihm wurde Graf Münster, der außerdem im Testamente des Herzogs ersucht war, sich der braunschweigschen Angelegenheiten anzunehmen, mit der Leitung der Vormundschaft und der Verwaltung des Herzogthums beauftragt. Die rechte Hand des Grafen Münster war dabei der gewandte braunschweigsche Geheimrath Schmidt-Phiseldeck, dessen Einfluß

in Braunschweig so überwiegend war, daß er zur Zeit der Vormundschaft als der eigentliche Regent des Landes angesehn wurde. Graf Münster war mit dieser Regierungsform, welche ihm die Geschäfte wesentlich erleichterte, sehr zufrieden, und auch das Land stand sich gut dabei, da es dem Geheimrath Schmidt weder an Talent noch an redlichem Willen fehlte. Das Herzogthum erholte sich rasch von den Drangsalen, welche die französische Fremdherrschaft über dasselbe gebracht hatte. Die Steuern wurden ermäßigt, der Wohlstand nahm zu, und das Land war glücklich und zufrieden. Besonders gut stand sich das Privatvermögen des herzoglichen Hauses unter der uneigennützigen*) vormundschaftlichen Verwaltung; denn da die herzogliche Hofhaltung wegfiel, so konnten bedeutende Ersparnisse gemacht werden.

Bis zum Jahre 1820 blieben die beiden nachgelassenen Prinzen Karl und Wilhelm im Schlosse zu Braunschweig. Ihrem Erzieher Prince, der aus England mit herübergekommen war, wurde in dem Hofrath (späterem Oberbibliothekar) Eigner, der von dem verstorbenen Herzog selbst bereits zu diesem Posten ausersehen war, ein Gehülfe beigegeben. Leider wurde dieß die Veranlassung zur Abdankung des Herrn Prince. Denn da dieser mit dem Hofrath Eigener nicht harmonirte, so hielt die vormundschaftliche Regierung es für gerathen, ihn zu entlassen.

Im Herbst 1819 wohnten beide Prinzen in Hannover den Festlichkeiten bei, welche dort auf Veranlassung der Vermählung des Herzogs von Clarence mit Adelaide, Prinzessin von Sachsen-Meinigen, stattfanden. Später besuchte der Herzog von Clarence die Prinzen, mit denen er von England her sehr befreundet war, in Braunschweig und hielt sich hier acht Tage im herzoglichen Schlosse

*) Bekannt ist, daß Graf Münster jede Vergütung seiner Mühewaltung verschmähte. Die braunschweigschen Landstände drückten ihm nach Beendigung seiner achtjährigen Administration ihren Dank aus, und ähnliche Bezeugungen erhielt er später von Sr. Hoheit, dem Herzoge Wilhelm.

auf. Es waren die letzten sonnigen Tage, die die fürstlichen Knaben in ihrer Vaterstadt verlebten. Denn bald sollten sie das Schloß ihrer Väter verlassen, um nach Lausanne überzusiedeln.

Seit der Entfernung des Herrn Prince hatte der Hofrath Eigener die Erziehung der Prinzen allein geleitet. Jetzt wurde ihm in der Person des hannoverschen Barons von Linsingen unter dem Charakter eines Oberhofmeisters ein Gehülfe gegeben. Herr von Linsingen war bis dahin Kammerherr der Prinzessin Adelaide von Meiningen gewesen, und seine Ernennung zum Prinzenerzieher knüpfte sich unmittelbar an deren Vermählung. Als die Hochzeitsfestlichkeiten in Hannover, denen die braunschweigschen Prinzen beigewohnt hatten, beendigt waren, wurden dieselben von dem Geheimrath Schmidt-Phiseldeck nach Derneburg geleitet, wo ihnen der neue Oberhofmeister, ein Verwandter des Grafen Münster, vorgestellt wurde. Baron von Linsingen galt allgemein als ein Ehrenmann, und hatte sich die Zufriedenheit der Brüder des königlichen Vormunds, der Herzöge von Clarence und Cumberland, erworben. Dennoch war die Wahl keine glückliche; denn der neue Oberhofmeister vermochte sich nicht in gleichem Maße die Liebe und das Vertrauen der fürstlichen Zöglinge zu erwerben, wie ihr früherer englischer Erzieher. Das Verhältniß des Herrn von Linsingen zu den Prinzen blieb ein rein äußerliches und stützte sich mehr auf die Forderungen einer strengen Subordination, als auf das Bestreben, sich die herzliche Zuneigung seiner Zöglinge zu erwerben. Doch muß darauf hingewiesen werden, daß auch der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand in der Wahl der Erzieher für seine Söhne nicht glücklich war, und wenn später namentlich der ältere Bruder Karl sich darüber beklagte, daß die Strenge des Oberhofmeisters ihm jede freie Willensbewegung unmöglich gemacht habe, ja daß er von seinem Kerkermeister als ein Gefangener behandelt sei, so ist daran zu erinnern, einerseits, daß eine solche strenge Aufsicht und Beschränkung des Willens auch von andern

Erziehern fürstlicher Kinder geltend gemacht wurde, und andrerseits, daß Karls Vater, Friedrich Wilhelm, dies Loos mit ihm theilte, ohne daß seine gesunde Natur darunter Schaden litt. So viel steht fest, daß jeder Gedanke an eine absichtliche Vernachlässigung der Prinzen ausgeschlossen ist. Auch wußte man in Braunschweig damals allgemein die Art ihrer Erziehung zu schätzen, die mit aller Sorgfalt betrieben wurde.

Es war am 19. April 1820, als die beiden Prinzen Karl und Wilhelm, jener $15\frac{1}{2}$ Jahr, dieser gerade 14 Jahr alt, von dem Consistorialrath Hoffmeister in Braunschweig confirmirt wurden. Ein Vierteljahr später traten sie ihre Reise nach Lausanne an, wo sie in Begleitung des Oberhofmeisters von Linsingen und des Hofraths Eigner am 6. Juli 1820 glücklich anlangten und in dem Landhause Villamont ihren neuen Wohnsitz aufschlugen. Es war eine kleine braunschweigsche Colonie, die sich dort niederließ; denn mit Einschluß der Bedienten, der Kutscher und Stallknechte, des Stallmeisters, des Hofmeisters, der Kammerdiener, bestand die ganze Gesellschaft aus circa 12—14 Personen.

Am Tage nach der Ankunft der beiden Prinzen machte der Landammann ihnen sofort einen Besuch und versicherte, daß die Regierung bereit sei, allen ihren Wünschen mit Bereitwilligkeit entgegenzukommen. In der That wurde den fürstlichen Gästen nicht nur von der Regierung, sondern von der ganzen Bevölkerung alle Artigkeit und Zuvorkommenheit bewiesen, und das um so mehr, als es in Lausanne noch viele Personen gab, welche sich an den hochseligen Vater der Prinzen, den berühmten „Braunschweig-Oels," aus der Zeit seines dortigen Aufenthaltes erinnerten.

Ohne Zeitverlust wurde nun der Unterricht der Prinzen wieder aufgenommen nach einem Studienplane, der schon in Braunschweig zwischen dem Geheimrath Schmidt-Phiseldek und dem Hofrath Eigner verabredet war. Für die Geschichte, die Erd- und Staatenkunde wurden

besondere Lehrer engagirt. Später, als die Schwierigkeiten, welche die Erlernung der französischen Sprache verursachte, überwunden waren, kam der Unterricht im Naturrecht, in den römischen Alterthümern, in der Experimentalphysik und in anderen Fächern hinzu. Der gesammte Unterricht der Prinzen wurde wesentlich dadurch erleichtert, daß die Regierung des Landes ihnen alle vorhandenen Hülfsmittel zur Verfügung stellte.

Beide Prinzen wurden in allen Fächern zusammen unterrichtet, und wenn auch der ältere durch den jüngeren in etwas aufgehalten wurde, so machte dieser doch für sein Alter um so raschere Fortschritte, da er bemüht war, mit dem älteren Bruder gleichen Schritt zu halten. So konnten die Erzieher der Prinzen schon am Ende des Jahres 1820 einen erfreulichen Bericht über die geistige und leibliche Entwickelung derselben an das Geheime Rathscollegium in Braunschweig abstatten. Denn auch die körperliche Gesundheit der Prinzen erlitt nie den geringsten Anstoß. Die fortgesetzten Leibesübungen, als Fechten, Reiten, Schwimmen, das gesunde Klima, wodurch Lausanne sich auszeichnet, die schöne, reine Luft, die man hier angesichts des blauen Sees und der schneebedeckten Alpenfirnen einathmet, wirkten wohlthätig auch auf die Ausbildung des Körpers, und schon nach Jahresfrist waren beide Prinzen merklich gewachsen. Besonders vom Prinzen Wilhelm konnte am 2. Juli 1821 nach Braunschweig berichtet werden: „Prinz Wilhelm ist seit kurzem bedeutend gewachsen, ohne daß er dadurch in seinem Wohlbefinden gestört wurde, wofür sein blühendes Aussehn die beste Bürgschaft giebt."

Auch die geselligen Verhältnisse von Lausanne, das damals mehr als jetzt ein Sammelpunkt reicher und vornehmer Studenten war, bot manche Annehmlichkeit. Der Ton der dortigen Gesellschaft, die meist aus Engländern bestand, war ein feiner. Die braunschweigschen Prinzen wurden überall mit Auszeichnung aufgenommen und erhielten nicht selten auch von einheimischen Patriciern Einladungen auf deren Campagnen. Auch an fürstlichem Um-

gange fehlte es ihnen nicht in dem republikanischen Lande. Gleich im ersten Sommer hatten sie viel Verkehr mit ihrer Tante, der Frau Erbgroßherzogin von Darmstadt, die sich für einige Zeit in Lausanne aufhielt. Ferner verkehrten sie mit einem Herzog von Würtemberg und einem Prinzen von Hessen, welche gleichfalls in Lausanne ihren Studien oblagen. „Das Benehmen der Prinzen in allen gesellschaftlichen Verhältnissen," so konnte über sie berichtet werden, „ist wie man es nur wünscht und verfehlt nicht, ihnen allgemeinen Beifall zu erwerben." Daß es auch an allerlei Zerstreuungen, namentlich durch kürzere und längere Ausflüge, nicht fehlte, ist selbstverständlich. So machten die beiden Prinzen im Sommer 1820 in Begleitung ihrer Erzieher eine Fußtour, welche sie nach dem berner Oberlande und von da nach der Urschweiz, der sagenerfüllten Heimath Tells und Winkelrieds, führte. Im Sommer 1821 wurde eine längere Reise ins südliche Frankreich angetreten, welche über Lyon hinaus bis an die Küste des Mittelmeeres nach Marseille ging. Mit Genugthuung konnten die beiden Erzieher bald darauf von ihren Zöglingen berichten, daß sie nach jener Zerstreuung mit größerem Ernst und vermehrter Arbeitsfähigkeit in ihr gewohntes Leben zurückgekehrt seien.

Ueberhaupt war die Entwickelung der fürstlichen Brüder eine durchaus normale und zufriedenstellende. Sie zeigten im Arbeiten eine immer größere Ausdauer, ihr Geist gewöhnte sich an Ordnung, und ihre Fortschritte waren in allen Unterrichtsfächern gleichmäßige. Die Regierung des Landes bewies ihnen nach wie vor alle mögliche Aufmerksamkeit, so z. B. indem sie ihnen, was früher nie vorgekommen war, im Schauspielhause eine besondere Loge einräumte, welche sie gemeinsam mit dem Herzoge von Würtemberg und dem Prinzen von Hessen besuchten. So wäre alles gut gegangen, wenn das Verhältniß der Prinzen zu ihren Erziehern und namentlich zu dem Oberhofmeister von Linsingen ein freundlicheres und vertrauensvolleres gewesen wäre.

Leider wurde die Spannung zwischen beiden Theilen immer größer, wozu der schwierige Charakter des Herzogs Karl nicht weniger beitrug, als die nicht hinwegzuleugnende Strenge und Herbigkeit des Herrn von Linsingen. Dadurch wurde den Prinzen der sonst so gesegnete Aufenthalt in Lausanne vielfach verleidet, und selbst die Reisen, welche sie zu ihrer Erholung machten, wurden ihnen durch jenes Misverhältniß nicht wenig verkümmert.

Im Herbste 1821 wurden die beiden braunschweigschen Prinzen von ihrem königlichen Vormunde nach Hannover eingeladen. Sie logirten hier in Montbrillant und wohnten dem glänzenden Empfange bei, welcher am 10. October dem ersten regierenden Könige von Hannover in Herrenhausen bereitet wurde, nachdem das Land seit fast 70 Jahren keinen seiner Monarchen mehr gesehen hatte. Herzog Karl war damals 17 Jahr alt und hielt sich für berechtigt, mit seinem 18. Jahre, also am 30. October 1822, die Regierung seines Landes anzutreten. König Georg IV. war andrer Ansicht. Ueber das gesetzliche Großjährigkeitsalter im Braunschweig-Lüneburgschen Herzogsstamme waren die Rechtsgelehrten nicht einig. Die Ansichten schwankten zwischen dem 18., 21. und 25. Jahre, und da König Georg IV. bei der Gemüthsart und der mangelnden Reife des Herzogs Karl keine Garantien für eine segensreiche Regierung desselben zu haben glaubte, so war er entschlossen, gestützt auf mehre publicistische Gutachten und in Uebereinstimmung mit den Hausgesetzen der großbritannischen Linie, dem Herzog Karl die Zügel der Regierung erst mit dem vollendeten 21. Jahre zu übergeben. Er theilte dies seinem Mündel in Hannover persönlich mit, stieß aber auf dessen entschiedenen Widerspruch. Georg IV. bat daher den Kaiser von Oesterreich, in dieser für ihn so delicaten Frage die Entscheidung zu übernehmen, und willigte gern ein, daß Herzog Karl mit vollendetem 19. Jahre, also am 30. October 1823, die Regierung antrat.

Inzwischen waren die beiden fürstlichen Brüder im Herbst 1821 von Hannover nach Lausanne zurückgekehrt.

Bis in die Mitte des nächsten Jahres setzten sie hier ihre Studien fort. Dann kam der Zeitpunkt, wo die beiden Brüder, welche seit fünfzehn Jahren fast keine Stunde von einander entfernt gewesen waren, getrennt werden sollten. Beide Prinzen liebten sich und dachten nur mit Schmerz an die Trennung. Doch es war unerläßlich, daß jeder von ihnen nunmehr seinen eignen Weg einschlage. Nach Bestimmung der Vormundschaft sollte Karl nach Wien gehn, um als künftiger Souverain dort in der Kaiserstadt sich mit der großen Welt und den Pflichten eines regierenden Fürsten bekannt zu machen; Wilhelm dagegen sollte die Universität Göttingen besuchen, um dort seine Studien fortzusetzen. Im Sommer 1820 verließen die fürstlichen Brüder Lausanne, wo sie 2 Jahr zugebracht hatten, und gingen, nachdem Herr von Linsingen entlassen war, nach ihrem neuen Bestimmungsorte ab, Herzog Karl begleitet vom Hofrath Eigner, der nach dem eignen Willen des jungen Fürsten in seinem Amte blieb, und von den Herren von Dörnberg und Hohnhorst, Prinz Wilhelm unter die Aufsicht eines Herrn von Münchhausen gestellt.

Nachdem Herzog Karl sich fast noch ein Jahr in Wien aufgehalten hatte, trat er am 30. October 1823 die Regierung des Herzogthums Braunschweig an. Aber der Jubel des Volks, unter dem dies geschah, sollte bald ins Gegentheil umschlagen. Der leidenschaftliche Charakter des Herzogs machte ihn taub gegen alle Vorstellungen treuer Diener und ergebener Freunde des herzoglichen Hauses, und selbst gegen die Warnungen fremder Höfe; ja die Monomanie des jungen Herzogs ging so weit, daß er durch ein Patent vom 10. Mai 1827 alle Verordnungen für rechtsungültig erklärte, welche von der vormundschaftlichen Regierung nach dem 30. October 1822, also nach dem vollendeten 18. Lebensjahre des Herzogs, erlassen waren.

Dadurch brachte der Herzog alle Fürsten Deutschlands gegen sich auf, welche in jener Verordnung nur eine unerhörte Beleidigung des Königs von England erblicken konnten. Nicht minder rief der junge Regent durch Will-

kürmaßregeln und allerlei unbesonnene Schritte, welche sogar die Unabhängigkeit der Gerichte bedrohten, den höchsten Unwillen der eigenen Unterthanen wach. So kam es zu der traurigen Katastrophe des 7. Septembers 1830. Am Abend dieses Tages sah Herzog Karl sich genöthigt, unter dem Schutze der Soldaten seine Residenzstadt zu verlassen, und hinter ihm ging das herzogliche Schloß in Flammen auf.

In dieser Bedrängniß blickten alle Gutgesinnten nach dem Prinzen Wilhelm aus. Nicht so stürmischen und unlenksamen Gemüths, wie sein älterer Bruder, hatte Prinz Wilhelm seinen Erziehern nie solche Noth gemacht, wie jener, und obwohl er mit dem Herzoge Karl dieselbe Erziehung getheilt, war das Resultat derselben ein viel befriedigenderes gewesen. Nachdem er seine Studien in Göttingen beendigt hatte, war er, wie sein Vater Friedrich Wilhelm, in preußische Militärdienste getreten, und garnisonirte seit 1827 als Major der Cavallerie in Berlin. Aber auch in seiner Vaterstadt Braunschweig war er nicht unbekannt. Man kannte seine Capacität, wie seinen großmüthigen und wohlwollenden Charakter, der einen merklichen Gegensatz zu dem seines Bruders bildete. Der leutselige Prinz war allgemein beliebt und geachtet, und auf ihn richteten sich daher die Blicke des Landes. Sobald Prinz Wilhelm vom Obermarschall von Weltzien durch eine Stafette, welche noch am Abend des 7. Septembers nach Berlin abging, über die betrübenden Vorfälle in Braunschweig benachrichtigt war, nahm er Urlaub, eilte in die Heimath und langte am 10. September im Schlosse Richmond nahe bei Braunschweig an. Die Nachricht davon rief sofort eine große Bewegung in der Stadt hervor. Unkundige fürchteten einen neuen Volksaufstand, und schon wurde die Bürgergarde zusammenberufen, als sich die Furcht plötzlich in allgemeine Freude wandelte; denn von allen Lippen tönte es: „Herzog Wilhelm ist angekommen!“ Das Volk strömte nach Richmond hinaus, um den geliebten Prinzen zu begrüßen, der noch an demselben Tage eine

Proclamation erließ, worin er die Bewohner seiner lieben Vaterstadt bat, sich mit ihm und den bestehenden Behörden zu verbinden, um zur Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung mitzuwirken. Tags darauf ritt der geliebte Prinz durch die Straßen Braunschweigs und wurde von der Bevölkerung mit lautem Jubel empfangen. Am 28. Nov. übernahm er mittelst eines Patents provisorisch die Regierung, die er, von dem Könige von England und dem eigenen Volke gebeten, auch dann fortführte, als Herzog Karl die anfangs ertheilte Zustimmung zurückzog und eine immer feindseligere Stellung gegen seinen Bruder, den Freund und Gefährten seiner Jugend, einnahm. Die Wohlfahrt des Landes erforderte gebieterisch, daß über die Regierung desselben bestimmte Beschlüsse gefaßt würden. Ehemals entschieden Reichsgerichte die Streitigkeiten zwischen Fürst und Volk. Jetzt waren die Beschlüsse des deutschen Bundes die höchste Autorität in allen Bundesangelegenheiten. An den deutschen Bund, der sowohl für die Ruhe und Ordnung im Herzogthum Braunschweig, als für das Wohl des gesammten deutschen Vaterlands zu sorgen hatte, wurde daher auch die braunschweigsche Regierungsfrage gebracht. Der Bund übertrug die definitive Anordnung der Landesregierung den berechtigten Agnaten, welche sich dahin einigten, daß die Regierung des Herzogthums als erledigt anzunehmen und daher dem Herzog Wilhelm zu übertragen sei. Dieser erließ am 20. April eine Bekanntmachung, worin er erklärte, daß er, wie schmerzlich sich auch sein brüderliches Herz dabei bewege, der Ueberzeugung der hohen Agnaten beistimmen müsse und entschlossen sei, definitiv die Regierung anzutreten. Der Prinzregent entsprach damit nicht nur dem Entscheide der Agnaten, sondern dem Wunsche des ganzen Landes. Am 25. April 1831 als am Geburtstage des Herzogs fand die Erbhuldigung statt, und so sind am 25. April 1881 fünfzig Jahre vergangen, seitdem Herzog Wilhelm die Zügel der Regierung, welche die unsichere Hand seines leidenschaftlichen Bruders hatte fallen lassen, mit Festigkeit ergriffen und zum Segen

seines Volkes mit Liebe und Wohlwollen geführt hat. — Mag man vom Standpunkte der Legitimität diesen Regierungswechsel noch so sehr beklagen, durch das Wohl des Landes wurde er gebieterisch gefordert, und nicht nur der deutsche Bund hat ihn gutgeheißen, sondern die Zukunft hat ihn gerechtfertigt. Aber es war nicht bloß im Interesse des Landes, sondern auch in dem des Legitimitätsprincips, daß ein Fürst, wie Herzog Karl, von der Regierung ausgeschlossen wurde; denn nur dadurch war es möglich, daß das tiefverletzte sittliche und Rechtsgefühl nicht nur Braunschweigs, sondern ganz Deutschlands zu einer berechtigten Befriedigung gebracht wurde. Mag es auch den Schein haben, als ob dem monarchischen Principe dadurch eine tiefe Wunde geschlagen wäre, daß ein souveräner Fürst durch die oberste Autorität des Bundes von seinem Posten entfernt wurde, so ist das doch eben nur ein Schein. Noch mehr würde die Monarchie darunter gelitten haben, wenn ein wirklich regierungsunfähiger Fürst noch länger den Gesetzen der Moral und der Vernunft Hohn gesprochen hätte.

Von Richmond aus hielt der Herzog am Morgen jenes denkwürdigen Tages seinen Einzug in die festlich geschmückte Stadt. Mit endlosem Jubel begrüßt, zog er nach dem in einen großen Festsaal verwandelten Altstadtmarkte, auf welchem die Bürger sich versammelt hatten. Alle Fenster, ja die Dächer der Häuser waren mit Zuschauern bedeckt. An derselben Stelle der Laube des ehrwürdigen Rathhauses, wo vor ihm seine Vorfahren seit Jahrhunderten bei gleicher Gelegenheit gestanden hatten, empfing Herzog Wilhelm den Schwur der ihm huldigenden Bürgerschaft, während der Donner der Kanonen und das Geläut aller Glocken die Kunde von dem feierlichen Acte weit ins Land hinaus trugen. Gallatafel im Bevernschen Palais, Festvorstellung im Hoftheater und allgemeine Illumination der Stadt beschlossen diesen Freudentag, dem in seinem Jubel nur das gleich kam, was Braunschweig am 22. December 1813 bei der Rückkehr Friedrich

Wilhelms gesehen hatte. Zum Andenken an seinen Regierungsantritt stiftete Herzog Wilhelm an diesem Tage einen Hausorden, unter dem Namen Heinrichs des Löwen, und vertheilte sogleich eine Menge Großkreuze, Kommandeur- und Ritterkreuze. Er selbst, der Herzog, wurde von dem Könige von Hannover zum königlich-hannoverschen Feldmarschall ernannt und erhielt von dem Könige von Preußen die Erlaubniß, die königlich-preußische General-Majors-Uniform zu tragen. Als Seine Hoheit bald darauf, im Juni 1831, nach London reiste, wurde ihm hier die Auszeichnung zu Theil, daß der König von England ihm in glanzvollem Kapitel den Hosenband-Orden ertheilte.

Schon am 30. September 1831 eröffnete der Herzog die Ständeversammlung, in welcher die neue Verfassung berathen wurde. Hatte die unter der vormundschaftlichen Regierung erneuerte Landschaftsordnung vom 25. April 1820 dem Adel ein großes Uebergewicht über die andern Stände verschafft, — die Ritterschaft war durch 78, die übrige Bevölkerung nur durch 50 Abgeordnete vertreten — so wurde jetzt, unter Beseitigung des Zweikammersystems, eine angemessenere Vertretung aller Volksclassen auf dem Landtage angeordnet. Die Zahl der Volksrepräsentanten wurde von 128 auf 48 herabgemindert, wovon nur 10 Abgeordnete der Ritterschaft angehören, während 12 auf die Städte und 10 auf die Flecken und Bauerschaften fallen und 16 Abgeordnete die Intelligenz repräsentiren.

Nachdem die Verfassung am 12. October 1832 von der Ständeversammlung angenommen war, ließ die Regierung des Herzogs es eine ihrer Hauptsorgen sein, diejenigen Bestimmungen des Landesgrundgesetzes auszuführen, nach welchen eine Ablösung aller privatrechtlichen Reallasten herbeigeführt werden sollte. So kam im Jahre 1834, besonders durch die verdienstliche Mitwirkung des Staatsministers von Schleinitz, das Ablösungsgesetz zu Stande, welches die den Fortschritt des ländlichen Grundbesitzes vielfach hemmenden Herrendienste, Zehnten und andere Lasten aufhob und dem Bauernstande des Herzogthums

den Weg zu hohem Wohlstande bahnte. Auf demselben Landtage vom Jahre 1834 kam eine neue Städteordnung zur Berathung und Annahme, welche vorzugsweise den Zweck verfolgte, den gesunkenen Gemeinsinn in den Städten zu heben und eine gesunde Entwickelung des communalen Lebens anzubahnen. Zu dem Ende wurde außer einer Reihe anderer zweckdienlicher Einrichtungen den Bürgern auch das alte Recht der Selbstbetheiligung bei der Wahl der Magistrate und Stadtverordneten zurückgegeben. Die Landgemeindeordnung, welche damals gleichfalls schon vorbereitet wurde, kam jetzt noch nicht zu Stande und trat erst im Jahre 1850 ins Leben.

Wurde in der angegebenen Weise das Recht des Landes und die Freiheit des Bürger- und Bauernstandes gesichert und festgestellt, so ließ die herzogliche Regierung es auch nicht an solchen Einrichtungen fehlen, durch welche der Verkehr erleichtert, der Handel gehoben, der Unternehmungsgeist geweckt wurde. Dahin gehört die am 30. November 1838 erfolgte Eröffnung der Eisenbahn von Braunschweig nach Harzburg, welche zu den ersten Bahnlinien gehört, die überhaupt in Deutschland gebaut wurden. An sie schloß sich dann später die weitere Entwicklung eines Eisenbahnnetzes an, welches das Herzogthum nach allen Seiten hin mit dem großen Weltverkehr in Verbindung brachte. Dahin gehört ferner der Beitritt Braunschweigs zum preußisch-deutschen Zollverbande, welcher im Jahre 1842 erfolgte. Dahin gehört endlich eine ganze Reihe von nützlichen volkswirthschaftlichen Einrichtungen, welche alle hier einzeln aufzuzählen uns zu weit führen würde. In ununterbrochener Uebereinstimmung mit seinen Räthen war Herzog Wilhelm darauf bedacht, durch einen gesunden Fortschritt die Wohlfahrt des Landes zu fördern und eine allseitige Entwicklung der Kräfte desselben anzubahnen. Hatte auch anfangs namentlich die Stadt Braunschweig durch den Anschluß an den Zollverein zu leiden, weil derselbe, ohne Hannover unternommen, den Verkehr mit diesem Nachbarlande nicht wenig hemmte, so war dies ein vor-

übergehender Uebelstand, der durch Hannovers Nachfolge beseitigt wurde. Im Uebrigen zeigte sich überall eine erfreuliche Entwicklung der Kräfte des Landes. Die unerwarteten Ueberschüsse, welche die Staatseisenbahn alljährlich abwarf und welche nach der Verfassung zum Besten des Landes verwandt werden mußten, brachten die Finanzen bald in einen blühenden Zustand. Dadurch war wieder die Möglichkeit gegeben, allerlei gemeinnützige Unternehmungen zu unterstützen. So wuchs die öffentliche Wohlfahrt zusehends, und Stadt und Land erreichten einen Wohlstand, wie keine andere Zeit sich desselben rühmen konnte.

Wie befriedigt die Stimmung des Landes war, sollte sich in auffälliger Weise im Jahre 1848 zeigen, als die großen Ereignisse in Frankreich electrisch ganz Europa durchzuckten. Zwar auch das Herzogthum Braunschweig blieb nicht unberührt von den Märzstürmen, welche anderswo Throne erschütterten und blutige Kämpfe herbeiführten; aber es war nur eine momentane und minder tief gehende Bewegung, welche in Braunschweig durch das Jahr 1848 hervorgerufen wurde; denn es hatte sich hier nicht eine solche Unsumme von Unzufriedenheit und Misvergnügen angesammelt, als in manchen andern Staaten. Das braunschweigsche Land darf sich rühmen, daß das Volk auch in jener stürmischen Zeit in unveränderter Liebe und Treue an seinem Fürsten hing und daß es diesem gelang, in freier Uebereinkunft mit der Volksvertretung die Verfassung des Landes fortzubilden. Bezeichnend für die Verhältnisse Braunschweigs ist es, daß der Staatsminister von Schleinitz der einzige Minister in Deutschland war, den das Sturmjahr 1848 nicht von seinem Posten verdrängte.

Eingedenk des Jahres 1830, wo man dem entfesselten Volksgeiste nur zu lange freien Spielraum gewährt hatte, sprach man in Braunschweig gleich nach Eintritt der Märzereignisse den Wunsch aus, daß die Bürgergarde ihre Waffen wieder erhalten möchte. Am 3. März wurde in

einer Sitzung des Bürgervereins beschlossen, dem Herzog eine desfallsige Bittschrift zu überreichen, welche, durch spätere Verhandlungen noch bedeutend erweitert, folgende Punkte beantragte: 1. Allgemeine Bürgerbewaffnung. 2. Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Staats- und Gemeindeverwaltung und Einführung öffentlicher Schwurgerichte. 3. Preßfreiheit und einstweilige Aufhebung der Censur. 4. Vertretung des deutschen Volkes beim Bunde. 5. Mitwirkung Braunschweigs zur merkantilen Einigung Deutschlands. 6. Zusammenrufung eines außerordentlichen Landtages. Da Magistrat und Stadtverordneten-Collegium sich diese Bittschrift des Bürgervereins aneigneten, so wurde dieselbe am 5. März durch eine gemeinsame Deputation dem Herzoge überreicht. Dieser empfing die Bittsteller aufs freundlichste und ging die Eingabe gleich mit ihnen durch. Der erste Punkt wurde sofort bewilligt. Hinsichtlich der andern Punkte erklärte der Herzog, daß er den Bescheid sich vorbehalten müsse, indem er versprach, sich darüber Vortrag halten lassen zu wollen, respective seine Mitwirkung zusagte. Der Bericht, den die Deputation bei ihrer Rückkehr abstattete, erregte allgemeine Zufriedenheit, und in der That war das weitere Ergebniß der Petition, daß in friedlicher und gesetzlicher Weise alles das erreicht wurde, was den damaligen Verhältnissen angemessen zu sein schien. Schon am 13. März wurde eine Verordnung veröffentlicht, welche provisorisch die Censur aufhob. Auf den 25. März wurden die Stände zusammenberufen, und unter den Vorlagen fanden sich folgende: allgemeine Landesbewaffnung, öffentliche und mündliche Rechtspflege mit Geschworengerichten, Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen u. s. w. Gleichzeitig schloß sich der Herzog der Erklärung des Königs von Preußen vom 21. März an, welche eine innige Vereinigung der deutschen Fürsten und Völker unter einer Leitung bezweckte. Um schon jetzt die äußere Verschiedenheit, welche die Deutschen trennte, verschwinden zu lassen, ließ der Herzog sofort das braunschweigsche Truppencorps die dreifarbige Cocarde anlegen.

Von welcher patriotischen Gesinnung der Landesfürst selbst beseelt war, ließ sich aus folgender Aeußerung schließen, welche er in dieser Zeit gegen mehre Officiere that: „Die russische Armee," sagte Se. Hoheit, „ist auf den Kriegsfuß gesetzt. Sobald sie die preußische Grenze überschreitet, werden die Franzosen an den Rhein marschieren. Die Sicherheit unsers deutschen Vaterlandes fordert die augenblickliche Wahl eines deutschen Kaisers. Ich bin Herzog von Braunschweig, ich liebe mein Volk, ich liebe mein Land; aber ich will gern alle Opfer bringen, welche das Interesse des deutschen Vaterlandes fordert. Ich werde mit Freuden für Deutschland die Waffen ergreifen und dafür kämpfen." Das Bekanntwerden dieser fürstlichen Worte erregte allgemeinen Enthusiasmus unter der Bevölkerung, der noch vermehrt wurde, als der Herzog am 22. März bei Gelegenheit des Begräbnisses des Generalmajors von Schrader in einer schwarzrothgoldenen Cocarde erschien und gleich darauf wie durch einen Zauberschlag an allen öffentlichen Gebäuden die braunschweigschen Farben durch die deutschen ersetzt wurden. Das Volk war entzückt von dieser patriotischen Gesinnung des Landesherrn, und der Vorschlag, demselben in einem feierlichen Zuge eine dankende Huldigung darzubringen, fand so allgemeinen Anklang, daß er mit Schnelligkeit noch an demselben Tage ausgeführt wurde. Unter dem Geläute aller Glocken versammelte sich Nachmittags auf dem Altmarkt eine unabsehbare Menschenmenge ohne Unterschied des Alters und Standes. Bald kamen auch sämmtliche in der Stadt garnisonirende Soldaten mit ihren Musikchören, jedoch ohne Waffen, herzu und wurden von den Bürgern mit lautem Hurrah empfangen. Friedlich mischten sich die Soldaten, nachdem ihre Glieder aufgelöst waren, unter die jubelnden Bürger. Um 4 Uhr setzte sich der unabsehbare Zug in Bewegung, Soldaten und Bürger Arm in Arm, mit wehenden deutschen Fahnen, während die Musik die Melodie des Arndtschen Vaterlandsliedes spielte. Erst um 5 Uhr erreichte der Zug den Schloßhof. Nachdem hier von der

dichtgedrängten Volksmenge zwei Verse des Lutherliedes: „Ein' feste Burg ist unser Gott" gesungen waren, erschien der Herzog am Fenster des von der schönsten Nachmittagssonne beleuchteten Schlosses und wurde von einem Vivat empfangen, das einmüthig von Tausenden treuer Unterthanen dargebracht wurde. Der Herzog sprach darauf der versammelten Menge seinen Dank aus und brachte seinerseits der Einigkeit des deutschen Vaterlandes ein Lebehoch. Nachdem dann noch gesungen war: „Heil unserm Wilhelm Heil!" entfernte sich der Festzug, und die Menge ging ruhig auseinander, ohne daß die schöne Feier durch die geringste Unordnung gestört wäre.

Es ist bekannt, daß die nationalen Bestrebungen jener Tage nicht zu einem gedeihlichen Ziele führten. Durch die Erklärung einer Volkssouveränetät, welche jede Vereinbarung mit den deutschen Fürsten ablehnte, betrat das frankfurter Parlament eine so abschüssige Bahn, daß bald alle politischen Zukunftsträume zerrannen. Es konnte nicht fehlen, daß auch in Braunschweig der Eifer für nationale Einigung durch die Excesse in Berlin und Wien, in Frankfurt und Stuttgart merklich abgekühlt wurde. Fürst und Volk nahmen sich die warnenden Ereignisse zu Herzen, es trat eine allgemeine Ernüchterung ein, die deutschen Farben, welche eine Zeit lang jeder Schlagbaum, jedes Schilderhaus zur Schau getragen hatte, wurden wieder durch das braunschweigsche Blau-gelb ersetzt, und nur die Windmühle vor Braunschweig präsentirte sich den auf der Eisenbahn ankommenden Reisenden noch eine Zeit lang als einsame Trägerin der deutschen Tricolore. Aber so wenig es auch einem kleinen Lande wie Braunschweig möglich war, dem deutschen Vaterlande im großen Ganzen den Gang der Entwickelung vorzuschreiben, so blieb doch die braunschweigsche Regierung für sich dem Programme eines „geregelten Fortschreitens zum Bessern" treu und bewährte auch in den folgenden Jahren, wo in vielen andern deutschen Staaten allerlei Zerwürfnisse und Rückschritte eine gedeihliche Entwicklung der öffentlichen Angelegenheiten störten, eine

feste Haltung, durch welche die alte Anhänglichkeit der Unterthanen an den Landesherrn immer mehr befestigt wurde.

Für seine Person führte Herzog Wilhelm meist ein sehr zurückgezogenes Leben. Noch weniger, als sein Vater, ein Freund von rauschenden Hoffestlichkeiten, vermied er selbst in seinem Schlosse jede ungewöhnliche, ihn in seinem ruhigen Stillleben störende Zerstreuung und ließ sich auch nur selten in der Oeffentlichkeit sehen. Sogar an seinen Geburtstagen ging der Herzog den üblichen Gratulationen gern dadurch aus dem Wege, daß er Tags zuvor seine Residenz verließ und sich nach Blankenburg begab, um einige Tage darauf wieder nach Braunschweig zurückzukehren. Seine Hauptvergnügungen waren von jeher die Jagden in den schönen Waldungen Blankenburgs, zu denen sich dort im Herbste viele Fürstlichkeiten und andere hohe Herrschaften versammelten, und die Reisen, deren der Herzog jedes Jahr mehre zu machen pflegte. Von früher Jugend auf ans Reisen gewöhnt und gleichsam dazu prädestinirt — hatte er doch schon in seinem ersten Lebensjahre die weite Fahrt von Braunschweig nach Schweden gemacht! — behielt Herzog Wilhelm auch später diese Gewohnheit bei und ging jedes Jahr für längere Zeit auf Reisen. Fast in jedem Frühjahr, im Monat Mai oder Juni, zog ihn sein Wandertrieb nach Italien, von wo er im Juli zurückzukehren pflegte. Im Herbst begab er sich dagegen meist für einige Zeit nach seinem Fürstenthum Oels, das ihm bereits am 7. März 1826 von seinem Bruder Karl abgetreten war. Da diese Standesherrschaft unter der geschickten Verwaltung des Geh. Raths Schmidt-Phiseldeck völlig schuldenfrei geworden war, so brachte sie von nun an nicht unbedeutende Revenuen ein. Auch das übrige Privatvermögen des herzoglichen Hauses hatte sich mit der Zeit so gehoben, daß man Herzog Wilhelm als einen der reichsten deutschen Fürsten ansehn muß. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß der sonst so zurückgezogen lebende Herrscher auf eine fürstliche Ausstattung seiner

Schlösser bedacht war. Zunächst schritt er dazu, seine nahe bei Oels gelegene Residenz Sybillenort zu erweitern und zu verschönern. An der Stelle des alten Schlosses wurde ein großartiger und prachtvoller Neubau aufgeführt. Auch ein neues Theater wurde erbaut, in welchem am 10. September 1854 die erste Vorstellung stattfand. Wer Schloß und Park früher gesehn hatte, erkannte es nicht wieder nach der völligen Umwälzung, welche damit vorgenommen war. In demselben Jahre 1854 kaufte der Herzog die Villa Hügel bei Wien an und ließ auch diese neu herstellen und fürstlich einrichten. War der Herzog früher auf seinen Reisen nach Italien öfter ein gern gesehener Gast in der wiener Hofburg gewesen, so konnte er nun, wenn er nach der Kaiserstadt kam, ungenirt in seiner eigenen Villa absteigen, wo er fortan auch öfter im Sommer einige Wochen oder Monate zubrachte.

Mit dem österreichischen Kaiserhause stand Herzog Wilhelm stets, wie schon sein Vater, auf sehr freundlichem Fuße, und machte auch die Lage seines Herzogthums selbstverständlich ein engeres Anschließen an Preußen räthlich, ja nothwendig, so will es uns fast bedünken, daß der Herzog sich persönlich mehr nach Wien als nach Berlin hingezogen fühlte. Als Kaiser Franz Joseph im Jahre 1852 kurz vor Weihnachten der preußischen Hauptstadt einen Besuch abstattete, eilte auch Herzog Wilhelm dorthin, um den österreichischen Monarchen zu begrüßen. Im Jahre 1857 wurde Se. Hoheit vom Kaiser zum Inhaber des siebenten österreichischen Kürassierregimentes ernannt. Daß er Wien alljährlich besuchte und auch am Kaiserhofe gern gesehn wurde, ist schon angedeutet.

Den Winter brachte Herzog Wilhelm meist in seiner Residenzstadt Braunschweig zu, wo inzwischen ebenfalls für eine echt fürstliche Einrichtung Sorge getroffen war. Das bescheidene Bevernsche Palais, das der Herzog seit November 1830 bewohnt hatte, vertauschte er schon im September 1841 mit dem neu erbauten prächtigen Residenzschlosse, durch welches der geniale Baumeister Karl Ottmar sich ein ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.

Von Jugend auf erfreute Se. Hoheit sich einer kräftigen, ungestörten Gesundheit, welche auf ein hohes Alter hoffen ließ, und kaum je erfuhr man etwas von einem vorübergehenden Unwohlsein des hohen Herrn. Nur im Februar 1855 brachten die Zeitungen aus Wien die Nachricht, daß der Herzog dort schwer erkrankt sei, und erfüllten dadurch die Braunschweiger mit banger Sorge, die jedoch glücklicher Weise bald gehoben wurde.

So geschah es denn, daß der geliebte Landesvater am 25. April 1856 in bestem Wohlsein neben dem fünfzigsten Geburtstagsfeste auch die Feier seines 25jährigen Regierungsjubiläums begehen konnte, an welche sich die Aelteren unter unsern Zeitgenossen, noch mit Freude erinnern werden. Schon seit Wochen wurde in Braunschweig nichts gedacht, gesprochen und getrieben, als was sich auf das bevorstehende Volksfest bezog. Schon am Tage zuvor war die Stadt festlich mit Guirlanden und Kränzen, mit Fahnen und Draperien in den Landes- und Stadtfarben geschmückt, und Einheimische wie fremde Gäste wogten in Menge durch die Straßen. Kanonendonner und Festgeläute verkündeten am 25. April früh um 6 Uhr den Beginn der Feier. Eine halbe Stunde später führten die vereinigten Militärmusikcorps eine große Reveille aus, und die Singvereine der Stadt trugen auf dem Schloßplatze einen von Abt componirten Festgesang vor. Nach Beendigung des Gottesdienstes, der von 8—9 Uhr in allen Kirchen abgehalten wurde, empfing Se. Hoheit das Ministerium und den Hofstaat, sowie die Abgeordenten der auswärtigen Regierungen, um deren Glückwünsche entgegenzunehmen. Unterdessen bildete sich auf dem Altmarkte ein großer glänzender Festzug, wie Braunschweig einen solchen nie zuvor gesehen hatte, bestehend aus den uniformirten Schützen der Stadt, dem Magistrat, den Stadtverordenten, den Mitgliedern der Kaufmannschaft, den Gilden, Buchdruckern, Fabrikanten und deren Arbeitern. An der Spitze jeder Abtheilung befanden sich Träger von Fahnen und Sinnbildern mit einem Musikcorps. So begab sich der Festcortège in prachtvoller Ausstattung und langer

Ausdehnung nach dem Schloßplatze, um dem geliebtem Landesvater die Huldigung des Landes darzubringen. Als der Zug sich in Bewegung setzte, drohte eintretender Aprilregen diesen lange vorbereiteten Glanzpunkt des Festes zu trüben; je mehr er sich aber, durch die mit Zuschauern angefüllten Straßen nur langsam vorrückend, dem Schlosse näherte, desto mehr klärte sich der Himmel auf, und in dem Augenblicke, wo der Herzog auf den Balkon des Schlosses hinaustrat, zerstreuten sich die letzten Schatten, und als wollte auch sie den Fürsten an seinem Jubeltage begrüßen, trat die Sonne in ihrem vollen Glanze hervor. Aus tausend und aber tausend Kehlen erscholl es darauf: „Heil unserm Wilhelm Heil!“

Dem Festzuge folgte auf dem Schloßplatze eine Parade der Garnison und nach deren Abmarsche ein Aufzug von etwa 2000 Mann vortrefflich berittener Landleute aus der Umgegend von Braunschweig und Wolfenbüttel, dann empfing der Herzog die zur Beglückwünschung erschienenen Landesdeputationen, sowie den ständischen Ausschuß. Letzterer überreichte mit einer Adresse das von Ritschel gefertigte Modell der Quadriga, welche später, von Professor Howaldt in Kupfer ausgeführt, zum Andenken an diese schöne Feier auf den Zinnen des herzoglichen Schlosses aufgestellt wurde. Nach Beendigung des Theaters machte der Herzog in Begleitung seiner hohen Gäste, unter denen sich der König Georg V. von Hannover, der Großherzog von Oldenburg, der Herzog von Sachsen-Gotha, der Herzog von Augustenburg befanden, eine Fahrt durch die glänzend illuminirte Stadt, woran Theil zu nehmen dem mit Wagen versehenen Theile des Publikums vergönnt war. Auch in den übrigen Städten des Herzogthums wie auf dem Lande wurde der vom schönsten Wetter begünstigte Tag in festlicher Weise begangen, und die herzliche Theilnahme des ganzen Landes an dem Ehrentage des Herzogs war ein freiwilliger Ausdruck des Dankes für das, was man der 25jährigen Regierung des Herzog verdankte, und ein neuer Beweis von der Festigkeit des Bandes, das Fürst und Volk seit 25 Jahren verknüpfte.

Die nächsten zehn Jahre, welche auf das 25jährige Regierungsjubiläum des Herzogs Wilhelm folgten, dienten dazu, das Bild eines glücklichen und zufriedenen Landes zu vervollständigen. Mit dem steigenden Wohlstande der Unterthanen entfalteten sich überall in Städten und Dörfern die Merkmale eines befriedigenden Daseins, auf denen das Auge des Fremden mit Wohlgefallen ruht. Breite und schöne Heerstraßen durchschneiden das Herzogthum nach allen Seiten, und die von denselben abzweigenden Kommunicationswege führen zu Dörfern, in denen die alten strohbedeckten Häuser längst neuen massiven Wohn- und Wirthschaftsgebäuden gewichen sind, aus deren Mitte gothische Kirchen und stattliche Pfarr- und Schulhäuser emporragen. Die reinlich gekleideten Menschen, die man in diesen Dörfern antrifft, die üppigen Felder, von denen sie umwogt sind, die blanken Gespanne, die zahlreichen Heerden, denen man auf Wegen und Stegen begegnet, alles zeugt von einer Wohlhabenheit der Landbevölkerung, wie man sie kaum in einem andern deutschen Lande findet. Die Residenzstadt aber hat, abgesehen von der räumlichen Erweiterung, welche sie erfahren hat, eine Reihe von monumentalen Bauten aufzuweisen, welche noch nach Jahrhunderten der Regierung Herzog Wilhelms Ehre machen werden. Wir erinnern hier nur an das neue Hoftheater, das prachtvolle Polytechnikum, das Landeskrankenhaus, das große herzogliche Gymnasialgebäude in der Breitenstraße und an die neusten Prachtbauten, den Justizpalast und das Polizeigebäude.

Gegen Ende dieses Decenniums wurde Braunschweig von einem Unfall heimgesucht, der den Herrscher auch persönlich sehr empfindlich berührte. In der Nacht vom 23. auf den 24. Februar 1865 brach nämlich bei einem Hoffeste im herzoglichen Schlosse ein Feuer aus und griff mit solcher Macht und Schnelligkeit um sich, daß die Gäste, welche der Herzog um sich versammelt hatte, schleunigst die Flucht ergreifen und zarte Damen in dünnen Schuhen und ohne Kopfbedeckung durch die kalte Winternacht zu

Hause eilen mußten. In kurzer Zeit war der eine Flügel des mächtigen Gebäudes bis auf die Grundmauern ein Raub der Flammen geworden, und die kupferne Brunonia, welche auf der Zinne des Schlosses thronte, war von der Glut des Elementes zerschmolzen und lag unter Schutt und Trümmern begraben. Der Herzog wurde von der schrecklichen Katastrophe um so härter betroffen, als auch seine Privatgemächer mit so rasender Schnelligkeit von dem Feuer zerstört wurden, daß er nicht mehr rettete, als was er auf dem Leibe trug. Da hatte denn die Liebe der Braunschweiger zu ihrem Landesvater aufs neue eine schöne Gelegenheit, sich durch die That zu erweisen. Von allen Seiten wurden reiche Gaben und Geschenke gespendet, welche der ersten persönlichen Verlegenheit des Herzogs abhalfen. Der Landtag aber beschloß am 14. Mai 1865 fast mit Stimmeneinheit nicht nur den Wiederaufbau des Residenzschlosses, sondern auch die Wiederherstellung der Brunonia, jenes Landesgeschenkes, das dem Herzoge zum ersten Male zu seinem 25jährigen Regierungsjubiläum dargebracht war. Nun wurde mit Eifer der Neubau, der fast eine Million kostete, in Angriff genommen, und nach vier Jahren erhob sich das halb zerstörte Residenzschloß in neuer Pracht wie ein Phönix aus der Asche, als ein Wahrzeichen, daß Braunschweigs Ende, auf das manche schon damals speculirten*), noch lange nicht herbeigekommen.

Bei Gelegenheit dieser Restauration des Residenzschlosses wurde der Mittelbau desselben mit der Apotheose Heinrichs des Löwen und mit den Standbildern des Kaisers Otto IV und des Herzogs Otto Puer geschmückt, und

*) In berliner Blättern wurde damals berichtet, der Herzog sei durch den Brand seines Schlosses so erschüttert, daß er an Abdankung denke. Die „Augsburger Allgem. Zeitung" bemerkte dazu: „In sonstigen Berichten aus Braunschweig wird nichts von solchen Stimmungen und Absichten des Herzogs gemeldet, und es scheint fast, daß, was die berliner Blätter darüber zu berichten wissen, mehr das ausdrückt, was man in Berlin wünscht, als was in Braunschweig thatsächlich existirt."

wenige Jahre später bestätigte das Land aufs neue seine Liebe und Verehrung für den regierenden Herzog Wilhelm dadurch, daß es durch Errichtung der prachtvollen Reiterstatuen seines Vaters und Großvaters, Friedrich Wilhelms und Karl Wilhelm Ferdinands, dem monumentalen Schmucke des Schlosses seinen Abschluß gab.

Die letzten funfzehn Jahre der Regierung des Herzogs glichen insofern wieder seiner frühsten Jugendzeit, als sie von Kriegsgeschrei und Kriegsgetümmel erfüllt waren. Doch gelang es Sr. Hoheit nicht nur, die Kriegsdrangsale von den Grenzen seines Landes, denen sie im Jahre 1866 sehr nahe rückten, abzuhalten, sondern auch seine Landeskinder wenigstens vor jeder Theilnahme an dem damaligen Bruderkriege zu bewahren.

Als Preußen am 8. April 1866 jenes Offensiv- und Defensivbündniß mit Italien geschlossen hatte, in welchem es auf Zersprengung des deutschen Bundes und Annexion derjenigen norddeutschen Staaten, welche nicht freiwillig Preußens Hegemonie anerkennen würden, abgesehn war, befand sich Braunschweig in einer sehr precären Lage. Weder die Regierung noch das Volk wünschte, daß das Herzogthum in eine preußische Satrapie umgewandelt werde. Zwar war man von jeher für eine kräftige Zusammenfassung der deutschen Wehrkraft und für eine einheitliche Führung derselben; aber nicht minder war man für die Mannigfaltigkeit in der Einheit und wünschte, daß die im Wesen des deutschen Volkes liegende Vielgestaltigkeit beibehalten werde. Man wollte kein zersplittertes, sondern ein actionsfähiges Deutschland; aber eben so wenig wollte man einen centralisirten Polizei- und Militairstaat, sondern man wünschte Bewahrung des geschichtlichen Landesrechts und der berechtigten Eigenthümlichkeiten. Von diesem Gesichtspunkte aus widersetzte sich der Herzog Anfangs mit anerkennenswerther Beharrlichkeit dem Drängen Preußens nach Anschluß an das norddeutsche Sonderbündniß. Doch brachte es die ganze Lage des kleinen Herzogthums mit sich, daß es auf die Dauer der Pression des mächtigen

Nachbars mit Erfolg nicht zu widerstehn vermochte. In Folge einer Sommation, welche der Prinz Ysenburg Anfang Juli in Braunschweig überreichte, mußte die herzogliche Regierung sich endlich zu einem entscheidenden Schritte entschließen. In ihrer isolirten Stellung dem mächtigen Nachbarstaate Widerstand zu leisten, war ein Ding der Unmöglichkeit. Es erübrigte ihr also weiter nichts, als die Erfüllung der preußischen Forderungen von der Zustimmung des Landtags abhängig zu machen. Als dieser am 16. Juli zusammentrat, wurden ihm von der Regierung über die Lage des Landes die nöthigen Aufschlüsse gegeben. Preußen, so lautete der Bericht des Ministers an die Landesversammlung, habe der braunschweigschen Regierung ein Bündniß angetragen, mit dem Ersuchen, die herzoglichen Truppen ungesäumt auf den Kriegsfuß zu setzen und dem Könige von Preußen zur Verfügung zu stellen, daneben sich auch bereit zu erklären, an der Einberufung eines Parlaments sich zu betheiligen, sobald dieselbe von Preußen beliebt werden würde. Bei Prüfung dieser preußischen Anträge habe es der Regierung lebhaft vor Augen gestanden, welche schwere Opfer es kosten würde, wenn das Land in die Lage käme, sich an einem Kampfe gegen deutsche Brüder und bisherige Bundesgenossen zu betheiligen. Es sei ihr lebhaftester Wunsch gewesen, einem unseligen Bruderkriege fern zu bleiben. Auch der Ausschuß der Landesversammlung sowie die städtischen Behörden und die große Mehrheit der Bürgerschaft hätten sich für Wahrung des bislang von der Regierung eingenommenen parteilosen Standpunktes in dem Streite der beiden deutschen Großmächte ausgesprochen. Alle diese Erwägungen hätten dahin geführt, daß man der preußischen Regierung die Zusage ertheilt habe, daß man sich nicht auf die Seite der Gegner Preußens stellen, sondern die herzoglichen Truppen auf dem Friedensfuße belassen wolle. Mit dieser Zusage habe man die ausdrückliche Erklärung verbunden, daß die herzogliche Regierung die mitgetheilten Grundzüge zu einer neuen Bundesverfassung

nicht nur als geeignete Grundlage zur Neugestaltung Deutschlands anerkenne, sondern auch bereit sei, zu dieser Neugestaltung mitzuwirken. Da diese Anerbietungen bei der preußischen Regierung günstige Aufnahme gefunden, so hätten weitere Verhandlungen mit dieser zu einer Uebereinkunft geführt, wonach von Braunschweig die weitere Zusage ertheilt sei, beim Eintritt eines gegebenen Falls einen außerordentlichen Landtag zu berufen, demselben den Bündnißvertrag zur Zustimmung vorzulegen und, nachdem solche ertheilt, das von Preußen proponirte Bündniß abzuschließen. Dieser Fall sei nun eingetreten, und da die Regierung die Wohlfahrt des Landes nur durch engen Anschluß an Preußen gesichert sehe, so beantrage sie die Zustimmung des Landes zu dem preußischen Bündnißvertrage.

Die Landesversammlung stimmte diesem Antrage der Regierung zu und ertheilte am 20. Juli zum Abschlusse des von der preußischen Regierung proponirten Bündnisses ihre verfassungsmäßige Zustimmung. Fortan erkannte das Herzogthum Braunschweig die preußische Führung an und das braunschweigsche Truppencorps war nun verbunden, dem Könige von Preußen Heeresfolge zu leisten. Wenn es dennoch damit verschont blieb, sich an dem traurigen Bruderkriege, der nun ausbrach, betheiligen zu müssen, so verdankt es dies der Fürsorge und Weisheit seines friedfertigen Herzogs; denn nur durch dessen persönliches Dazwischentreten wurde es ermöglicht, daß die braunschweigschen Truppen an den blutigen Actionen des Jahres 1866 keinen Antheil nahmen.

Die Politik, welche die braunschweigsche Regierung befolgte, erfreute sich der Billigung der großen Mehrheit des Landes. Die in Braunschweig erscheinende deutsche Reichszeitung, welche der bismarckschen Politik mit rühmenswerther Ausdauer, wiewohl vergeblich, entgegen getreten war, streckte die Waffen, weil sie, obwohl Gegnerin der siegenden Politik, es müde sei, die öffentliche Meinung noch länger zu bekämpfen. Die Worte, mit denen das großdeutsche Blatt am 7. August 1866 von seinen Lesern

Abschied nahm, verdienen hier angeführt zu werden, weil sie ein beachtenswerthes Bild von der damaligen Lage des Landes entwerfen.

„Bei uns," sagte die deutsche Reichszeitung, „haben Fürst und Volk seit 1848 gleichmäßig gezeigt, daß beide den deutschen Bundesstaat offen und ehrlich anstreben. Wir haben einen hochgeehrten Fürsten, der sich stets wohlwollend und patriotisch gezeigt; wir haben eine freie Verfassung, welche ehrlich gehalten wird; wir haben ein zufriedenes Volk, allgemeinen Wohlstand, freie Gemeindeverfassung, eine milde und verständige Regierung, ein ungehemmtes Gemeindeleben, günstige Finanzlage, mäßige Steuern, eine freie Presse, einen Richterstand, der unangetastet bleibt. Es liegt keine Uebertreibung darin, wenn auch Auswärtige sagen: dieses Herzogthum Braunschweig ist eins der glücklichsten Länder der Welt und gradezu beneidenswerth."

Ueber das Jahr 1870, in welchem die bismarcksche Blut- und Eisenpolitik vorläufig wenigstens einen völligen Sieg davontrug, hier noch etwas hinzuzufügen, scheint überflüssig. Jedermann kennt den unfertigen und Bedenken erregenden Zustand des neudeutschen Reichs, den man, wiewohl die wichtigsten Rechts- und Lebensfragen ungelöst sind, voreilig als Deutschlands Wiedergeburt zu bezeichnen beliebt hat. Auch ist es männiglich bekannt, welche Stellung Herzog Wilhelm zu dieser preußischen Neuschöpfung einnimmt. Hat er sich auch mit anerkennenswerther Loyalität in die neue Lage gefügt, so giebt es doch vieles im deutschen Reiche, das seines Beifalls unmöglich sich erfreuen kann. Ueber die preußische Annexionspolitik hat der Herzog wiederholt seinen Mismuth zu erkennen gegeben. Nur mit tiefem Schmerze konnte er wahrnehmen, daß alte Fürstenhäuser, welche im Kampfe für Deutschlands Recht und Freiheit stets in den vordersten Reihen gestanden hatten, ihrer Kronen verlustig gingen und daß damit das legitime deutsche Fürstenrecht überhaupt in bedenklichster Weise in Frage gestellt wurde. Doch

werden diese Dinge von einer Festschrift, welche keine Parteifragen behandeln will, besser mit Schweigen übergangen. Nur das eine sei noch hervorgehoben, daß Herzog Wilhelm in dieser Zeit gewaltsamer Umwälzungen, wo auch in den Fürstenhäusern die Bande nächster verwandtschaftlicher Beziehungen vielfach zerrissen wurden, als echter Welfenfürst und als stammverwandter Freund und Anhänger des schwer heimgesuchten Hauses Hannover keinen Zweifel darüber gelassen hat, daß er mit der vollen Ueberzeugung seines treuen Herzens auf dem Standpunkte des Rechtes steht und die ausdauernde Anhänglichkeit der Hannoveraner an ihr angestammtes Fürstenhaus zu achten und zu schätzen weiß.

So steht denn nun Se. Hoheit, der Herzog Wilhelm von Braunschweig, an seinem Ehrentage da nicht als ein Kriegsheld, sondern als ein Friedenssohn, nicht als ein Erfolganbeter, sondern als ein Anhänger des Rechts und der Legitimität, und eben deshalb als ein würdiger Enkel Karl Wilhelm Ferdinands, dessen höchster Ruhm nicht in seinen Kriegsthaten sondern in seinen Friedenswerken bestand, und als ein echter Sohn Friedrich Wilhelms, der auch den gewaltigsten Erfolgen des Welteroberers gegenüber sein gutes Recht nie aufgab und an dem endlichen Siege desselben nicht verzweifelte.

Se. Hoheit der Herzog Wilhelm ist eine durch und durch friedliebende, milde, wohlwollende Natur und hat es an Beweisen echt landesfürstlicher und landesväterlicher Gesinnung nicht fehlen lassen. Er hat stets das Wohl des Landes im Auge gehabt, nie sein persönliches Interesse. Er hat nie versucht, die landesherrlichen Einkünfte zu vermehren oder irgend welche Gewalt zu usurpiren, irgend welche Rechte zu kränken. Er hat nie an der Landesverfassung gerüttelt, sondern stets dahin getrachtet, dieselbe zur vollen Wahrheit zu machen. Er hat nie seinen persönlichen Eigenwillen dem Willen seiner bewährten Räthe oder der Volksvertretung entgegengesetzt, sondern stets dem Frieden nachgejagt mit den auswärtigen Regierungen wie

mit seinen Unterthanen, die er mit fürstlicher Milde und landesväterlichem Wohlwollen regierte. Will man dem Herzoge einen Vorwurf machen, so läßt sich vielleicht mit Recht sagen, daß er in der Regierung seines Landes seinem eigenen Willen zu wenig Nachdruck gegeben und seiner bessern Einsicht zu wenig Geltung verschafft habe. Aus einer zu weit gehenden Scheu, durch persönliche Einmischung störend in den Gang der Geschäfte einzugreifen, hat er seinen Räthen meist völlig freie Hand gelassen, so daß man fast auf ihn das bekannte französische Wort anwenden kann: il régne, mais il ne gouverne pas. Er ist Regent des Landes; aber nie ließ er seine Persönlichkeit überwiegend in den Vordergrund treten. Dadurch wurde jeder Conflict vermieden, und seine Regierung bewahrte stets den Charakter der Friedfertigkeit. Anderseits läßt sich nicht leugnen, daß das Land Braunschweig bei der Selbstlosigkeit des Herzogs nicht ganz davor bewahrt geblieben ist, einer herrschsüchtigen Bureaukratie und einem neuerungssüchtigen Liberalismus als Domäne anheimzufbllen. Ob dadurch das sittliche Volksleben trotz glänzender äußerlicher Errungenschaften nicht manche Einbuße erlitten hat, muß die Zukunft zeigen. Doch wohnt in dem braunschweigschen Volke noch ein gesunder Kern, und wenn es sich die persönliche Haltung seines edlen und treuen Fürsten zum Vorbilde nimmt, so wird es sich immer mehr von einem falschen Liberalismus losmachen und von einem oberflächlichen politischen Doctrinarismus zu gesunden Rechts- und Geschichtsanschauungen und zu einem kräftigen Stammesbewußtsein hindurchdringen.

Möge Gott den hohen Jubilar, Herzog Wilhelm, den Sohn Friedrich Wilhelms und den Großsohn Karl Wilhelm Ferdinands, seinem Lande noch lange erhalten.

Der Friedenssohn.

Dir Sproß vom alten Stamme,
Dir, Braunschweigs echtem Sohn,
Glüht unsers Herzens Flamme,
Gilt unser Jubelton.

Du Sohn von so viel Helden,
Die all unsterblich sind,
Von Dir wird Klio melden:
Er war des Friedens Kind.

Du hast nicht kühn gefochten
Wie Vater und wie Ahn,
Nicht Kränze Dir geflochten
Auf blutger Ruhmesbahn.

Du folgtest der Parole,
Die Frieden hieß, nicht Krieg;
Zu Deines Volkes Wohle
Errangst Du Liebessieg.

Versöhnen, heilen, lindern
Nach unheilvollem Zwist,
Ein Vater sein den Kindern:
Das Deine Sendung ist.

Wohl sind vom Haus der Este
Berühmter manche noch;
Jedoch der Liebste, Beste
Bist Du uns, Wilhelm, doch!

Drum Dir vom alten Stamme
Dem Sproß, der nie uns log,
Glüht heut des Volkes Flamme,
Gilt heut des Landes Hoch.